Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band . . .		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

<36619460010019

Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

Deutsch

von

August Scholz.

Berlin.
Richard Eckstein Nachfolger
(Hammer & Runge).

[1890]

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

I.

Es war an einem klaren, frischen Winterabend, bereits in der zwölften Nachtstunde, als drei höchst ehrenwerthe Herren in dem behaglich eingerichteten Zimmer eines vornehmen Hauses auf der Petersburger Seite saßen und sich in solider und geistvoller Weise über ein hochinteressantes Thema unterhielten.

Man lebte gerade im Beginn jener denkwürdigen Epoche, in welche die Wiedergeburt unseres theuren Vaterlandes fällt — diese Wiedergeburt, welche mit so unwiderstehlicher Gewalt und so rührender Naivetät ins Leben trat und die edelsten Söhne der Nation mit neuen Hoffnungen und Idealen erfüllte. Drei Männer mit Generalsrang waren es, welche dort in prächtigen weichen Sesseln um den kleinen runden Tisch saßen und in den Gesprächspausen mit Behagen ihren Champagner schlürften. Die Flasche stand in einem silbernen, mit Eis gefüllten Kübel auf dem Tische. Man feierte die Einweihung des neu bezogenen Hauses, welches von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem Geheimrath Stepan Nikiforowitsch Nikiforow, einem Junggesellen von fünfundsechzig Jahren, erst vor

Kurzem erworben worden war. Der liebenswürdige Gastgeber hatte mit dieser festlichen Veranstaltung zugleich die Feier seines Geburtstages verbunden, der zufällig in dieselbe Zeit fiel, und den er bisher noch niemals in seinem Leben begangen hatte. Uebrigens handelte es sich nur um eine ganz bescheidene Feier; nur zwei Gäste waren geladen, beides frühere Amtsgenossen und Untergebene des Herrn Nikiforow, und zwar der Wirkliche Staatsrath Semjon Iwanowitsch Schipulenko und der Wirkliche Staatsrath Iwan Ilitsch Pralinski. Sie waren um neun Uhr zum Thee gekommen, hatten darauf einige Flaschen Wein geleert und wußten, daß sie, dem Gastgeber zu Liebe, sich Punkt halb zwölf Uhr auf den Heimweg machen mußten. Herr Nikiforow war nämlich sein Leben lang ein Freund der Ordnung gewesen, wie es sich für einen Mann von seinem Charakter und seiner Vergangenheit eben nur geziemte. Er hatte als kleiner Beamter ohne Protektion begonnen, hatte unbeirrt durch fünfundvierzig Jahre den „Faden des Dienstes gesponnen“, wußte ganz genau, wie weit er es bringen würde, und verschmähte nichts so sehr, als jenes unfruchtbare „Haschen nach den Sternen“, obwohl bereits zwei Exemplare dieser Gattung seine Brust schmückten. Er liebte es nicht, worüber auch immer, seine eigene Meinung zu sagen. Er war ein Ehrenmann, weil er niemals Gelegenheit gehabt hatte, etwas Unehrenhaftes zu begehen; weil er viel Egoismus besaß, war er Junggeselle geblieben; dumm war er durchaus nicht, obschon er seinen

Verstand nicht ins Licht zu stellen liebte. Ganz besonders widerwärtig war ihm, wie gesagt, jede Art Unordnung, so auch jeder Enthusiasmus, den er als moralische Unordnung zu bezeichnen pflegte. In seinen letzten Lebensjahren war er ganz in eine Art süßer, träger Behaglichkeit und systematischer Vereinsamung versunken. Obwohl er selbst zeitweise in einigen besseren Häusern verkehrt hatte, mochte er doch von Jugend auf Gäste in seinem eigenen Heim nicht leiden, und in letzter Zeit begnügte er sich, wenn er nicht gerade Patience legte, vollkommen mit der Gesellschaft seiner Kaminuhr, deren Ticken er, in einem Lehnsessel nickend, ganze Abende lang anhören konnte. Sein ehrbares, wohlrasirtes Gesicht ließ ihn jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war; er hatte sich gut conservirt und konnte noch lange Jahre leben. Er war ein vollendeter Gentleman und hatte eine ziemlich angenehme Stellung: er nahm an irgend welchen Kommissionssitzungen Theil und hatte irgend welche Papiere zu unterschreiben. Mit einem Wort: er war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mensch. Nur eine einzige Leidenschaft hatte er, oder vielmehr einen einzigen sehnlichen Wunsch: ein eigenes Haus zu besitzen, und zwar keine gewöhnliche Miethskaserne, sondern ein vornehmes, herrschaftliches Haus. Diesen Wunsch sollte er endlich erfüllt sehen: er hatte ein zweistöckiges Haus auf der Petersburger Seite erworben, etwas abgelegen freilich, aber dafür recht stattlich, mit einem hübschen Garten, kurz und gut: ein Haus, das ihm gefiel. Die

weite Entfernung paßte sogar zu seiner Abneigung gegen alle Art Besucher, und was seine eigene Bequemlichkeit anlangte, so hatte er ja seinen zweisitzigen Wagen, seinen Kutscher Michej und ein Paar hübsche, kräftige, wenn auch kleine Pferdchen. Alle diese Herrlichkeiten waren die wohlverdiente Frucht einer vierzigjährigen, unverdrossenen Sparsamkeit, und es verlohnte sich wohl, sich ihrer so recht von Herzen zu freuen. Und wirklich empfand Stepan Nikiforowitsch, als er sein Haus bezog, eine solche Genugthuung und Zufriedenheit in seiner Seele, daß er sogar seinen Geburtstag, den er bisher sorgfältig vor aller Welt verheimlicht hatte, diesmal ausnahmsweise zu feiern beschloß.

Übrigens hatte er bezüglich des einen der beiden geladenen Gäste noch seine ganz besonderen Absichten. Er selbst bewohnte nämlich nur das obere Stockwerk seines Hauses, während die untere, mit gleichem Comfort und gleicher Pracht eingerichtete Etage zu vermiethen war. Herr Nikiforow rechnete ein wenig auf Semjon Iwanowitsch Schipulenko und hatte bereits zweimal während des Abends das Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken gesucht. Semjon Iwanowitsch war jedoch auf die Anregung des Gastgebers nicht eingegangen und hatte beharrlich geschwiegen, obschon die beiden Männer durchaus für einander geschaffen schienen. Auch Semjon Iwanowitsch verdankte seiner Ausdauer und Beharrlichkeit die glänzende Carriere, welche er gemacht hatte. Er war ein Mann in den besten Jahren, mit

schwarzem Haar und Backenbart und mit dem Ausdruck chronischer Gallergießung im Gesichte. Er war ein finsterer Stubenhocker, hatte Familie, hielt sein Haus in strenger Zucht und Furcht, besaß viel Selbstvertrauen und wußte gleichfalls sehr genau, wie weit er es noch bringen, und noch genauer, wie weit er es niemals bringen würde. Er hatte eine angenehme Stellung und saß sicher im Sattel. Die neue Ordnung der Dinge erregte zwar seine Galle, doch beunruhigte sie ihn nicht gerade besonders: er glaubte vor allem an sich selbst und hörte nicht ohne Ironie die redseligen Auseinandersetzungen an, mit denen sich Iwan Ilitsch Pralinski, der zweite der beiden Eingeladenen, über die „brennenden Fragen der Epoche" ausließ. Sie hatten übrigens alle Drei ein wenig über den Durst getrunken, so daß selbst Stepan Nikiforowitsch sich dazu herbeiließ, mit Iwan Ilitsch in ein leichtes Wortgefecht über die „neue Ordnung" einzutreten.

Der wirkliche Staatsrath Iwan Ilitsch Pralinski führte erst seit vier Monaten den Titel „Excellenz" und war somit einer der jüngsten in der Reihe der Civilgenerale. Er war überhaupt noch ziemlich jung, zählte erst dreiundvierzig Jahre, sah noch jünger aus und liebte es auch, jünger zu erscheinen. Er besaß einen hohen Wuchs und eine hübsche Erscheinung, kleidete sich geschmackvoll und elegant, trug mit Grazie einen hohen Orden um den Hals und hatte aus seiner Jugendzeit einige Gewohnheiten der vornehmen Welt bewahrt. Er war noch

unverheirathet und träumte von einer reichen, wenn möglich glänzenden Partie. Noch von manch anderen Dingen träumte er, obwohl man ihn durchaus nicht für unklug halten durfte. Bisweilen war er ein wenig allzu schwatzhaft und liebte es sogar, sich auf den Redner herauszuspielen. Er stammte aus gutem Hause, war der Sohn eines Generals, hatte als Kind Battist und Sammet getragen, war in einem aristokratischen Institut erzogen worden und hatte, obschon er aus demselben nicht allzuviel Kenntnisse mitgebracht hatte, doch ziemlich früh den Generalsrang erreicht. Er galt bei seinen Vorgesetzten als ein fähiger Kopf, ja man setzte sogar gewisse Hoffnungen auf ihn. Uebrigens machte Stepan Nikiforowitsch Nikiforow, unter dessen Augen er seine Carriere gemacht hatte, in dieser Hinsicht eine Ausnahme: er traute ihm durchaus nicht viel zu und setzte durchaus keine Hoffnungen auf ihn. Aber er hatte ihn gern, weil er von guter Familie war, vornehme Verwandte hatte und Vermögen besaß. Das Vermögen Pralinskis bestand in der Hauptsache aus einem großen Wohnhaus, das er vermiethet hatte und durch einen Verwalter in Ordnung halten ließ. Im Stillen freilich tadelte Herr Nikiforow den jüngeren Collegen wegen seines Leichtsinns und seiner allzu lebhaften Phantasie. Iwan Ilitsch machte sich bisweilen selbst Vorwürfe wegen seiner allzu großen Eigenliebe. Er hatte sogar zeitweise Anfälle einer gewissen krankhaften Zweifelsucht, die mit einem eigenthümlichen Reuegefühl verbunden war. Das Bewußtsein,

daß sein Flug durchaus nicht so hoch ging, wie er wohl gewünscht hätte, erregte eine gewisse Wehmuth und Bitterkeit in seiner Seele. In solchen Momenten fiel er selbst einer gewissen Verzweiflung anheim, namentlich wenn seine Hämorrhoiden ihn plagten; er nannte dann sein Leben auch wohl eine verfehlte Existenz, verlor den Glauben an seine rednerischen Fähigkeiten und nannte sich, natürlich nur im Stillen, einen Phrasenhelden und Schwätzer, und wenn ihm diese Selbsterkenntniß auch alle Ehre machte, so hinderte sie ihn doch nicht, in der nächsten halben Stunde seinen Kopf um so höher zu erheben und sich um so trotziger einzureden, daß seine Zeit doch noch kommen würde und er nicht nur als Würdenträger, sondern sogar als Staatsmann seinen Namen in Rußland zur Anerkennung bringen würde. Bisweilen träumte ihm sogar von Monumenten. Jedenfalls trug er sich mit hochstrebenden Gedanken, wenn er seine Hoffnungen und Träume auch mit einer gewissen Ängstlichkeit zu verheimlichen suchte. Er war, mit einem Wort, ein vortrefflicher Mensch, und im Grunde seines Herzens sogar ein Dichter. In den letzten Jahren hatten jene schmerzlichen Minuten der Enttäuschung ihn ganz besonders häufig heimgesucht. Er war empfindlich und mißtrauisch geworden und nahm leicht einen Einwand, den man gegen seine Ansichten erhob, als eine persönliche Kränkung hin. Das Wiedererwachen des russischen Lebens hatte jedoch auch seine Hoffnungen neu gekräftigt, und der Generalsrang that ein Übriges. Er gewann frische

Spannkraft und hob sein Haupt stolzer empor. Er wurde plötzlich redselig, begann mit edlem Schwunge und reichem Wortaufwand über die allerneuesten Fragen zu sprechen und wußte sich, wider alles Erwarten, mit Begeisterung und Wärme in die neuen Ideale zu finden. Er suchte überall Gelegenheit, seine Ansichten zu äußern, fuhr fleißig in der Stadt hin und her und galt, was ihm nicht wenig schmeichelte, sehr bald als ein ganz verzweifelter Liberaler. An diesem Abend nun war er ganz besonders aufgelegt, vom vierten Glase an flossen die Worte nur so von seinen Lippen. Er hätte gar zu gern Stepan Nikiforowitsch, den er seit längerer Zeit zum ersten Male wiedersah, und zu dem er früher sogar in gewissen Dingen aufgeschaut hatte, zu seinen Ueberzeugungen bekehrt. Er hielt ihn aus irgend einem Grunde für einen Reaktionär und setzte ihm ganz gehörig zu. Stepan Nikiforowitsch setzte sich fast gar nicht zur Wehr, sondern hörte nur mit einem verschlagenen Lächeln zu. Das Thema interessirte ihn offenbar. Iwan Ilitsch erhitzte sich ganz ungewöhnlich und setzte öfter, als es gut war, das Glas an den Mund, worauf Stepan Nikiforowitsch dasselbe jedesmal nachfüllte. Diese auffallende Fürsorge schien plötzlich Herrn Pralinski etwas Beleidigendes zu haben, um so mehr, als Semjon Iwanowitsch Schipulenko, den er aus ganzer Seele verachtete und doch auch wegen seiner cynischen Bosheit ein wenig fürchtete, die ganze Zeit hindurch ein hartnäckiges, tückisches Schweigen beobachtet und öfter als

schicklich ein satanisches Lächeln gezeigt hatte. „Sie scheinen mich als einen Schulknaben zu betrachten“ — das war der Gedanke, der Iwan Ilitsch durch den Kopf fuhr.

„Nein, meine Herren, es ist Zeit, es ist schon lange Zeit, daß etwas geschieht,“ fuhr er mit einer gewissen Heftigkeit fort. „Wir haben uns mit der Sache schon allzusehr verspätet. Die Humanität ist nach meiner Ansicht der erste und wichtigste Factor — die Humanität mit den Untergebenen insbesondere, die — vergessen wir das niemals! — gleichfalls Menschen sind. Die Humanität ist unser Heil, unsere Rettung . . .“

„Hi, hi hi!“ hörte man plötzlich Semjon Iwanowitsch lachen.

„Aber weshalb schelten Sie uns denn eigentlich so sehr?“ fragte schließlich Stepan Nikiforowitsch mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich habe, offen gestanden, gar nicht recht begriffen, was Sie uns darzulegen beliebten. Sie sprechen von Humanität — damit meinen Sie doch die Menschenliebe, nicht wahr?“

„Nennen Sie es meinetwegen Menschenliebe. Ich bin der Ansicht . . .“

„Erlauben Sie einmal! So weit ich die Sache beurtheilen kann, handelt es sich nicht nur um diesen einen Punkt. Menschenliebe war von jeher ein allgemein geltender Grundsatz. Unsere Reform jedoch beschränkt sich nicht darauf allein. Es liegen da noch allerhand ökonomische, juristische, moralische, bäuerliche und sonstige

Fragen vor, und alle diese Fragen zusammen können das Staatsschiff bedenklich ins Schwanken bringen. Das ist's, was wir befürchten, die Humanität allein . ."

„Ganz recht, die Sache liegt tiefer", bemerkte Semjon Iwanowitsch.

„Ich verstehe sehr wohl, mein lieber Semjon Iwanowitsch," versetzte Iwan Ilitsch absichtlich spitz und beißend, „und gestatten sie mir zu bemerken, daß ich hinter Ihnen in der tiefen Auffassung der Dinge durchaus nicht zurückbleiben mag. Dennoch besitze ich die Kühnheit, auch Ihnen, Stepan Nikiforowitsch, zu bemerken, daß Sie mich nicht verstanden haben. . ."

„Da können Sie schon Recht haben."

„Nun denn, ich halte mich einfach an die Ideen — und ich werde diese Ideen überall, wo ich nur kann, verkündigen — daß die Humanität, insbesondere die Humanität gegen Untergebene, die Humanität des Beamten gegen den Kanzlisten, des Kanzlisten gegen den Hausknecht, des Hausknechts gegen den gemeinen Arbeiter — daß diese Humanität, sage ich, als Eckstein der bevorstehenden Reformen und überhaupt der Neugestaltung der Dinge dienen muß. Warum? Darum. Betrachten Sie die folgende Schlußreihe: Ich bin human, folglich liebt man mich. Man liebt mich, folglich wird man Vertrauen zu mir haben. Man wird Vertrauen haben, folglich wird man mir glauben. Man wird mir glauben, folglich wird man mich lieben. . . . Das heißt, nein, ich wollte sagen: wenn man glaubt,

so wird man auch an die Reform glauben, man wird so zu sagen den Kern der Sache begreifen, man wird sich so zu sagen sittlich umarmen und alles auf freundschaftlichem Fuße und von Grund auf ordnen. Weshalb lachen Sie denn, Semjon Iwanowitsch? Ist Ihnen die Sache nicht deutlich genug?“

Stepan Nikiforowitsch zog schweigend die Brauen empor, er war ein wenig erstaunt über diese Wendung des Gespräches.

„Ich glaube, ich habe etwas über den Durst getrunken,“ versetzte Semjon Iwanowitsch boshaft, „mein Begriffsvermögen ist verdunkelt, es schwirrt mir so im Kopfe. . . .“

Iwan Ilitsch fuhr förmlich zusammen.

„Wir setzen's nicht durch,“ versetzte plötzlich nach kurzer Ueberlegung Stepan Nikiforowitsch.

„Was setzen wir nicht durch?“ fragte Iwan Ilitsch, über die kurze, unvermittelte Bemerkung des Gastgebers verwundert.

„Wir setzen's nicht durch, sag' ich,“ wiederholte Stepan Nikiforowitsch. Er wollte sich offenbar nicht weiter auslassen.

„Sie sprechen von dem neuen Wein und den neuen Schläuchen?“ bemerkte Iwan Ilitsch mit leiser Ironie. „Nun, Sie mögen Recht haben; für mich persönlich möchte ich jedenfalls selbst die Verantwortung tragen.“

In diesem Augenblick schlug die Uhr halb zwölf.

„Da sitzen wir nun und sitzen,“ sagte Semjon

Iwanowitsch, indem er sich zum Aufstehen anschickte. Iwan Ilitsch jedoch war noch eher auf den Beinen als er und nahm seine Zobelmütze vom Kamine. Er hatte einen beleidigten Gesichtsausdruck.

„Nun, wie steht's, Semjon Iwanytsch, wollen Sie sich's überlegen?" fragte Stepan Nikiforowitsch, indem er den Gästen das Geleit gab.

„Sie meinen wegen der Wohnung? Gewiß, ich will's überlegen."

„Und Sie benachrichtigen mich doch, sobald Sie einen Entschluß gefaßt haben?"

„Immer noch von Geschäften?" warf Herr Pralinski in liebenswürdigem Tone ein, indem er seine Mütze in den Händen drehte. Er hatte das Gefühl, daß man ihn vergessen hatte.

Stepan Nikiforowitsch zog seine Brauen empor und schwieg, zum Zeichen, daß er die Gäste nicht länger aufhalten wollte. Semjon Iwanytsch verbeugte sich eilig.

„Nun, wie Ihnen beliebt, mein Herr," dachte Herr Pralinski bei sich — „wenn Sie nicht einmal wissen, was die Höflichkeit verlangt . . ." Und er reichte mit überlegenem Ausdruck dem Gastgeber die Hand zum Abschied.

Im Vorzimmer hüllte sich Iwan Ilitsch in seinen leichten, kostbaren Pelz, wobei er sich Mühe gab, den abgetragenen Waschbärpelz Schipulenkos möglichst nicht zu bemerken.

Sie gingen zusammen die Treppe hinunter.

„Unser alter Freund scheint sich beleidigt zu fühlen," begann Iwan Ilitsch zu seinem schweigenden Begleiter.

„Ich wüßte nicht. Weshalb denn?" versetzte dieser ruhig und kalt.

„Tölpel!" dachte Iwan Ilitsch bei sich.

Sie traten aus der Thür, und Semjon Iwanytsch stieg in seinen einfachen Schlitten, vor den ein unansehlicher Schimmelhengst gespannt war.

„Zum Teufel! Wo bleibt denn Trifon mit meinem Wagen?" rief Iwan Ilitsch laut, als er seine Equipage nirgends erblickte.

Er suchte und suchte, aber weder Wagen noch Trifon ließen sich sehen. Der Kutscher des Gastgebers wußte keine Auskunft zu geben. Man wandte sich an Warlam, den Kutscher Schipulenkos, und erhielt zur Antwort, daß Trifon mit dem Wegen die ganze Zeit dagewesen sei — und nun war er auf einmal verschwunden!

„Eine dumme Geschichte," meinte Semjon Iwanytsch — „fahren Sie mit mir!"

„Verdammtes Schurkenpack!" schrie Herr Pralinski ganz außer sich vor Wuth. „Er hatte mich gebeten, hier auf der „Petersburger Seite" bei einer Gevatterin zur Hochzeit vorsprechen zu dürfen, und ich hab's dem Spitzbuben ausdrücklich verboten. Der Teufel hole diese Sippschaft! Ich wollte wetten, daß er dennoch hingefahren ist."

„Er ist wirklich hingefahren, Herr," berichtete Warlam, „und er wollte in einer Minute wieder zurück sein."

„Das dacht' ich mir wohl! Als ob ich's geahnt hätte! Na, wart', dich will ich lehren!"

„Prügeln Sie ihn windelweich, dann wird er das nächste Mal pariren", bemerkte Semjon Iwanytsch, indem er sich's in seinem Schlitten bequem machte.

„Bitte, beunruhigen Sie sich nicht, Semjon Iwanytsch."

„Sie wollen also nicht mitfahren?"

„Nein, ich danke; leben Sie wohl!"

Semjon Iwanytsch fuhr davon, Iwan Ilitsch aber folgte zu Fuß auf dem schmalen hölzernen Trottoir, indem er vergeblich seine innere Erregung zu bemeistern suchte.

II.

„Wart', Hallunke, Dich will ich lehren! Absichtlich will ich zu Fuß gehen, damit Du Reue empfindest, damit Du einen Schrecken bekommst. Er wird zurückkommen und hören, daß sein Herr zu Fuß gegangen ist . . . das ist ihm ganz recht, dem Schurken."

Noch niemals hatte Iwan Ilitsch so heftig gescholten, aber er war wirklich zu sehr aufgebracht — na, und dann war er ja auch nicht ganz klar im Kopfe. Er war kein Trinker, und die fünf oder sechs Glas Champagner waren ihm rasch zu Kopfe gestiegen. Es war übrigens eine prächtige Nacht — kalt zwar, doch völlig windstill und ruhig. Am Himmel blinkten die Sterne, und das matte Silberlicht des Mondes ergoß sich auf die Erde. Es war eine so herrliche Nacht, daß

Iwan Ilitsch bereits nach fünfzig Schritten seine unbequeme Lage vergessen hatte. Eine angenehme Stimmung überkam ihn — die Wirkung des Rausches, welcher den Wechsel der Eindrücke beschleunigt, machte sich bemerkbar. Er fand sogar an den unansehnlichen hölzernen Häuschen der öden Straße Gefallen.

„Wie hübsch sich das trifft, daß ich zu Fuß gehen muß," sagte er sich im Stillen — „für Trifon ist's eine Lektion, und mir macht's Vergnügen. Ich sollte eigentlich öfter zu Fuß gehen. Was kann's schaden? Auf dem „Großen Prospekt" finde ich; wenn's nöthig ist, immer eine Droschke. Eine herrliche Nacht! Und was das hier für nette Häuschen sind! Alles vermuthlich kleine Leute, die hier wohnen . . . Unterbeamte, Gewerbtreibende . . . Aber dieser Stepan Nikiforowitsch! Was das alles für Reaktionäre sind — alte Schlafmützen! Wirklich, Schlafmützen: das ist die richtige Bezeichnung. Im Uebrigen ein ganz verständiger Mann, mit gesundem Menschenverstand und praktischer, nüchterner Auffassung der Dinge. Aber alt, recht alt sind sie schon alle. Es fehlt ihnen dieses . . . dieses . . . ja, was denn nur? Na, es fehlt ihnen eben etwas. „Wir setzen's nicht durch" . . . was er nur damit sagen wollte? Er wurde sogar ganz nachdenklich, als er es sagte. Uebrigens hat er mich durchaus nicht verstanden. Ist's denn so schwer zu begreifen? Doch die Hauptsache ist ja, daß ich es begreife, daß diese Überzeugung fest in meiner Seele wurzelt. Humanität . . . Menschenliebe . . . den Menschen sich selbst wieder=

geben ... das Bewußtsein seiner Würde in ihm wachrufen ... und dann ... mit dem wohl vorbereiteten Material frisch an's Werk ... Das ist doch klar genug, sollt' ich meinen! Nehmen wir ein Beispiel, der Deutlichkeit wegen: einen Beamten vielleicht, einen armen, elenden Tschinownik. Fragen wir ihn: Wie heißt Du? Antwort: So und so. Und was bist Du? Antwort: Beamter. — Gut, Beamter; aber weiter: Was für ein Beamter? Antwort: In dem und dem Ressort. Willst Du glücklich sein? Freilich will ich's. Und was brauchst Du zu Deinem Glück? Das und das brauch' ich. Und warum das und das? Darum .... Und der Mensch wird mich beim zweiten Worte verstehen, ich hab' ihn sozusagen im Netz gefangen und kann nun mit ihm machen, was ich will, das heißt eben, ich kann ihn glücklich machen ... Ein abscheulicher Mensch, dieser Semjon Iwanytsch ... und was für ein unausstehliches Gesicht. — ‚Prügeln Sie ihn windelweich' — das hat er nicht ohne Absicht gesagt. Nein, mein Lieber, prügle Du — ich prügle nicht. Ich werde meinen Trifon mit Worten zu strafen wissen, mit Worten des Tadels, das wird er um so tiefer empfinden. Die Prügelstrafe — das ist auch noch eine Frage, die der Lösung harrt ... hm, sollte ich nicht einmal bei der kleinen Emerance vorsprechen? ... Pfui Teufel, dieser abscheuliche Weg," rief er plötzlich aus, als sein Fuß von dem hölzernen Trottoir abglitt. „Und das nennt sich Residenz! Civilisation! Das Bein kann man brechen. Hm ... Ich hasse diesen Semjon Iwanytsch

... eine widerwärtige Fratze ... Er wagte über mich zu lächeln, als ich von moralischem Umarmen sprach. Gewiß werden sie sich umarmen, was geht's Dich an? Dich wird keiner umarmen, eher den niedrigsten Arbeiter ... Wenn ich nächstens einen Arbeiter treffe, will ich absichtlich, Dir zum Trotz, mit ihm sprechen. Übrigens war ich nicht ganz nüchtern und habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt. Ich finde vielleicht auch jetzt nicht den richtigen Ausdruck ... hm. Ich will niemals mehr trinken, es führt zu nichts. Am Abend schwatzt man Unsinn, und am Morgen bereut man's. Aber betrunken bin ich doch nicht, ich gehe ja ganz gerade ... Nein, sie sind und bleiben doch alle Betrüger."

So wälzten sich die Gedanken in Iwan Ilitsch's Kopfe, während er auf dem Trottoir dahinschritt. Die frische Luft hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt, und fünf Minuten später wäre er vielleicht gänzlich beruhigt gewesen, und Schläfrigkeit hätte sich bei ihm eingestellt. Da drang jedoch plötzlich, nur noch wenige Schritte vor dem „Großen Prospekt," Musik an sein Ohr. Er sah auf und vernahm von der andern Seite der Straße her aus einem alten, baufälligen, langgestreckten Häuschen festliche Klänge: eine kreischende Violine, eine knarrende Baßgeige und eine winselnde Flöte spielten die Melodie einer munteren Quadrille. Die Fenster waren von Menschen belagert, zumeist Weibern in wattirten Röcken und mit Tüchern auf dem Kopfe, die alle Anstrengungen machten, um durch die Lücken der Fenster-

läden irgend etwas zu erspähen. Da drinnen aber ging es gar lustig zu: das Trampeln und Stampfen der Tanzenden war über die ganze Straße hinweg zu vernehmen. Iwan Ilitsch bemerkte einen Polizisten in der Nähe und trat an ihn heran.

„Wem gehört dieses Haus, mein Lieber?" fragte er, indem er seinen Pelz ein wenig öffnete, damit der Polizist den Orden auf seiner Brust bemerken könnte.

„Dem Registrator Pseldonymow," antwortete der Polizist, welcher das hohe Ehrenzeichen sogleich erspäht und sich kerzengrade aufgerichtet hatte.

„Pseldonymow? Ach, Pseldonymow! . . . Was ist denn bei ihm los? Er macht wohl Hochzeit?"

„Zu dienen, Ew. Hochgeboren, er verheirathet sich mit einer Titulärrathstochter . . . Titulärrath Mlekopitajew . . . ist bei der Polizei angestellt gewesen. Dieses Haus da erhält die Braut als Mitgift."

„Dann gehört es also jetzt bereits Herrn Pseldonymow, und nicht mehr Herrn Mlekopitajew?"

„Ganz recht, Ew. Hochgeboren. Es gehörte Herrn Mlekopitajew und gehört jetzt Herrn Pseldonymow."

„Hm. Ich frage deshalb, mein Lieber, weil ich sein Vorgesetzter bin. Ich bin General in dem Ressort, in welchem Pseldonymow dient."

„Sehr wohl, Excellenz." Der Polizist streckte sich vollends in die Höhe, Iwan Ilitsch aber ward nachdenklich und blieb ein Weilchen stehen, indem er sich seinen Gedanken überließ.

Pseldonymow diente in der That in seinem Ressort, ja sogar in seiner eigenen Kanzlei. Er erinnerte sich seiner ganz genau: es war ein armseliger Tschinownik, mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln. Da Herr Pralinski seine Kanzlei erst vor Kurzem übernommen hatte, so konnte man nicht von ihm verlangen, daß er schon jetzt seine Beamten alle genauer kannte, bei Pseldonymow jedoch war ihm der seltsame Familienname aufgefallen; so daß er den Träger desselben sogleich schärfer ins Auge gefaßt hatte. Er erinnerte sich, daß es ein noch sehr junger Mensch mit einer langen Habichtsnase, weißblondem Haar und von abgemagerter Gestalt war, der einen ganz unmöglichen Uniformrock und ebenso unmögliche Unaussprechliche trug. Es fiel ihm ein, daß ihm damals flüchtig der Gedanke gekommen war, dem armen Burschen zu den Festtagen eine Gratification von zehn Rubeln anzuweisen, daß jedoch dieser Gedanke sich ebenso rasch wieder verflüchtigt hatte, da der Gesichtsausdruck Pseldonymows auf ihn einen äußerst unsympathischen, ja sogar abstoßenden Eindruck gemacht hatte. Um so mehr hatte es ihn überrascht, als derselbe Pseldonymow ihn vor acht Tagen um die Erlaubniß bat, sich verheirathen zu dürfen. Die Angelegenheit war damals kurzer Hand entschieden worden, und Iwan Ilitsch erinnerte sich nur, daß Pseldonymow ein hölzernes Haus und vierhundert Rubel an baarem Gelde mitbekam. Auch dessen entsann er sich, daß ihm die beiden Namen Pseldonymow und Mlekopitajew zu einem Wortspiel

Gelegenheit geboten hatten. Alles das fiel ihm jetzt klar und deutlich ein.

Einen Augenblick war er tief in Nachdenken versunken; eine Flucht von Vorstellungen jagte blitzschnell durch seinen Kopf.

„Da reden wir nun und reden," dachte er bei sich, „und wenn's darauf ankommt, zu handeln, so läuft die Sache auf nichts heraus. Nehmen wir zum Beispiel diesen Pseldonymow: voll Hoffnung und froher Erwartung ist er vom Altare gekommen . . . es ist einer der schönsten Tage seines Lebens . . . und nun muß er sich mit seinen Gästen abgeben, muß sie bewirthen und unterhalten . . . einfach und bescheiden wird's wohl zugehen, aber dafür munter und lustig . . . Und was würde er wohl sagen, wenn er wüßte, daß in diesem selben Augenblicke ich, ich, sein Vorgesetzter, sein oberster Chef, vor seinem Hause stehe und auf seine Hochzeitsmusik lausche? In der That, was würde er wohl dazu sagen? Und was würde er sagen, wenn ich nun plötzlich bei ihm einträte? Hm . . . er würde jedenfalls anfangs erschrecken und in Verwirrung gerathen — ich würde stören und den Gang des Festes unterbrechen . . . das heißt, jeder andere General würde stören, wenn er so plötzlich dazwischenkäme, aber nicht ich . . . das ist's eben, jeder andere, nur ich nicht . . .

„Ja wohl, mein theurer Stepan Nikiforowitsch! Sie haben mich vorhin nicht verstanden, und da haben Sie gleich ein lebendes Beispiel.

„So steht's, meine Herren, wir reden immer nur

von Humanität, aber keiner hat die Kühnheit, die Sache praktisch ins Werk zu setzen.

„Welche Kühnheit denn? Ei, so hören Sie doch! Wie die gegenwärtigen Gesellschaftszustände einmal liegen, wäre es Wahnsinn, wenn ich, der General Pralinski, nun um ein Uhr Nachts zur Hochzeit meines Untergebenen, eines Registrators mit zehn Rubeln Gehalt, gehen wollte; es wäre gleichbedeutend mit dem jüngsten Gericht, dem Untergang von Pompeji, der Wiederkehr des Chaos. Kein Mensch würde das begreifen — Stepan Nikiforowitsch würde eher sterben, als es begreifen. Sagte er doch selbst, wir setzten's nicht durch. Ihr Alten freilich, ihr Männer der Gicht und Trägheit, werdet es nicht durchsetzen, ich aber werde es durch — set — zen. Ich werde jenen Tag des jüngsten Gerichts in den schönsten Tag für meinen Untergebenen verwandeln, und aus der That des Wahnsinns wird eine normale, patriarchalisch ehrwürdige, eine edle und sittlich erhabene That werden, Wie ich das anfangen will? Wohlan, so hören Sie . . ."

„Angenommen, ich bin eingetreten. Man wird staunen, wird aufhören zu tanzen, wird sich stumm und verlegen zur Seite drängen. Und nun kommt es auf mich an, ich gehe direct auf den erschrockenen Pseldonymow los und sage ihm mit einem freundlichen Lächeln, mit einfachen schlichten Worten: „So und so, mein Lieber, ich war bei Sr. Excellenz Stepan Nikiforowitsch — Du kennst ihn ja — hier in deiner Nachbarschaft . . ." und nun erzähle ich in leichtem, scherzhaftem Tone meine

Unannehmlichkeit mit Trifon, komme von Trifon auf meine Fußwanderung zu sprechen — „na, und da hörte ich hier die Musik," fahr' ich fort, „und ich bin neugierig und erfahre vom Polizisten, daß Du Hochzeit machst. Ei, denk' ich, da will ich doch 'mal zusehen, wie meine Herren Beamten sich amüsiren und Hochzeit machen. Du wirst mich doch, denk' ich, nicht hinauswerfen!" Hinauswerfen! Welch ein Wort einem Untergebenen gegenüber! Hinauswerfen — Teufel noch eins! Ganz außer sich wird er sein, wird auf mich zustürzen und mich zum Sitzen einladen, wird beben vor Entzücken und sich kaum zu fassen wissen. . .

„Was kann einfacher, was schöner und sittlicher sein als eine solche That? Und weshalb ich eingetreten bin — das ist eine andere Frage, das ist eben so zu sagen die moralische Seite, die Quintessenz der Sache.

„Hm . . . woran dachte ich doch soeben? Ah so! . . .

„Er wird mich also selbstverständlich zum Sitzen einladen, und zwar zur Seite seines vornehmsten Gastes, irgend eines Titulärraths oder rothnäsigen Stabskapitäns . . . Gogol hat diese Art Originale ganz vortrefflich beschrieben . . . Natürlich mache ich auch die Bekanntschaft der jungen Frau, ich sage ihr ein paar Schmeicheleien, ich ermuthige auch die Gäste, sich durch mich nicht weiter stören zu lassen und in ihrem Tänzchen fortzufahren, ich mache Witze, lache, mit einem Wort — ich bin reizend und liebenswürdig. Ich bin übrigens immer reizend und liebenswürdig, wenn ich mit mir

selbst zufrieden bin . . . Hm . . . das heißt . . . es scheint . . . ein wenig bin ich immer noch . . . d. h. nicht etwa betrunken, aber doch so . . .

„. . . Natürlich werde ich als Gentleman auf durchaus gleichem Fuße mit ihnen verkehren und keine besonderen Rücksichten verlangen . . . Aber in moralischer, in moralischer Hinsicht — da liegt die Sache anders: sie werden die Sache zu würdigen wissen, meine That wird in ihnen alle edlen Gefühle wachrufen . . . Ich bleibe eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde. Selbstverständlich gehe ich vor Tisch fort — wenn sie sich vielleicht auch meinetwegen Umstände gemacht, sich mit Backen und Braten Gott weiß wie bemüht haben und alle möglichen Anstrenguugen machen, um mich zum Bleiben zu nöthigen. Nur ein Gläschen trinke ich auf das Wohl der Neuvermählten, dann empfehle ich mich und schütze dienstliche Angelegenheiten vor. Und sobald ich nur das Wort „dienstlich" ausspreche, nehmen ihre Gesichter einen ernsthaften Ausdruck an: der Unterschied zwischen mir und ihnen ist ihnen zum Bewußtsein gekommen. Sie und ich — Erde und Himmel! Nicht, als ob ich ihnen diesen Unterschied klar machen wollte, aber er muß ihnen eben von selbst klar werden . . . es ist eben in moralischer Hinsicht nothwendig, was man auch immer sagen mag. Uebrigens will ich ihnen sogleich wieder durch ein leutseliges Lächeln ihren Muth zurückgeben . . . Noch ein letztes Scherzwort zu der Neuvermählten — hm . . . etwa des Inhalts, daß ich nach

einer gewissen Zeit zu Gevatter gebeten sein wollte — he, he! Sie wird sicherlich den Termin einhalten, das ist ja fruchtbar wie die Kaninchen . . . Alles belacht meinen Scherz, die junge Frau erröthet; ich küsse sie väterlich auf die Stirn, segne sie sogar, nun und . . . am nächsten Morgen ist meine Heldenthat bereits in der Kanzlei bekannt. Am Morgen aber bin ich wieder der strenge, unerbittliche Vorgesetzte mit der ehernen Stirn, doch jetzt kennen sie wenigstens das Herz, das sich hinter der starren Maske des Dienstes verbirgt. Sie haben einen Blick in meine Seele gethan und sagen sich: „Als Vorgesetzter ist er streng, aber als Mensch — ein Engel!“ Mir gehört dann der Sieg: durch einen so einfachen Schritt, der Euch andern überhaupt gar nicht in den Sinn kommt, habe ich sie überwunden, sie sind mein, ich bin ihr Vater, sie sind meine Kinder. Sehen Sie, mein lieber Stepan Nikiforowitsch, Excellenz: machen Sie mir das nach!

„. . . Verstehen Sie wohl und begreifen Sie, daß Pseldonymow es seinen Kindern erzählen wird, wie ein General auf der Hochzeit ihrer Eltern zu Gaste gewesen ist? Und diese Kinder werden es ihren Kindern und diese wiederum ihren Enkeln erzählen, und es wird zur Familientradition werden, daß ein Mann von Rang und Würden, ein Staatsmann — und das werde ich ja inzwischen längst geworden sein — sie der Ehre gewürdigt hat u. s. w. u. s. w. . . . Ja wohl, ich werde den Erniedrigten sittlich erhöhen, werde ihm sein Selbstbewußtsein

wiedergeben . . . Zehn Rubel beträgt sein Monatsgehalt! . . . Und wenn ich das so fünfmal, zehnmal oder vielleicht noch öfter wiederhole, dann habe ich mir eine Popularität erworben, die beispiellos sein wird, alle Welt wird mein Bild im Herzen tragen, und der Teufel mag wissen, was noch daraus entstehen kann . . . aus dieser Popularität nämlich. . . ."

Kaum eine halbe Minute währten diese flüchtigen Ueberlegungen. Iwan Ilitsch hätte sich vielleicht dabei beruhigt, hätte sich damit zufrieden gegeben, Stepan Nikiforowitsch in Gedanken zu beschämen, sich dann nach Hause zu verfügen und ruhig schlafen zu legen. Aber zum Unglück hatte er eben seinen excentrischen Augenblick, und wie zum Hohn traten ihm in diesem Moment die selbstzufriedenen Gesichter von Stepan Nikiforowitsch und und Semjon Iwanowitsch vor Augen.

„Wir setzen's nicht durch!" wiederholte Stepan Nikiforowitsch mit überlegenem Lächeln.

„Hi hi hi!" stimmte ihm Semjon Iwanowitsch zu, indem er sein widerwärtiges Grinsen zeigte.

„Das wollen wir doch sehen, ob wir's nicht durchsetzen!" sagte Iwan Ilitsch trotzig, so daß er selbst spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Und er machte eine Wendung, schritt fest und sicher über die Straße und trat in das Haus seines Untergebenen, des Registrators Pseldonymow.

III.

Entschlossen trat Iwan Ilitsch durch das geöffnete Pförtchen und stieß verächtlich einen zerzausten kleinen Köter zur Seite, der ihm mehr aus Anstandsgefühl als aus böser Absicht mit heiserem Bellen zwischen die Beine gefahren war. Auf einem hölzernen Steg schritt er bis an die überdachte Haustreppe, die wie ein Wächterhäuschen in den Hof hineinragte, und stieg die drei oder vier morschen Holzstufen empor, die zu dem engen Hausflur führten. In einer Ecke flackerte etwas wie ein Talglichtende oder eine Thranlampe, das hinderte jedoch Iwan Ilitsch nicht, mit seinem linken Fuße — so wie er war, in Galosche und Schuh — in eine Gallertschüssel zu treten, die zum Abkühlen und Gerinnen hinausgestellt war. Iwan Ilitsch bückte sich ein wenig und erblickte noch drei weitere Schüsseln und Formen mit ähnlicher Füllung. Als er sah, was er angerichtet hatte, ward er verwirrt und dachte einen Augenblick daran, sich sogleich aus dem Staube zu machen. Aber das schien ihm denn doch zu niedrig, er überlegte, daß ihn Niemand gesehen, daß man ihn ganz gewiß nicht im Verdacht haben würde, und so wischte er denn, um alle Spuren zu verbergen, die Galosche ab, tastete sich nach der mit Filz ausgepolsterten Thür hindurch, öffnete sie und trat in das winzig kleine Vorzimmer. Die eine Hälfte des Zimmers war buchstäblich mit Mänteln, Ueberröcken, Damenpaletots, Kopftüchern und Galoschen angefüllt.

In der andern Hälfte hatten die Musikanten ihren Platz gefunden: zwei Geigen, eine Flöte und ein Contrabaß, vier Mann im Ganzen, die man natürlich auf der Straße aufgelesen hatte. Sie saßen um ein roh gezimmertes Tischchen, bei einem einzigen Talglicht, und sägten soeben mit voller Dampfkraft die letzte Figur der Quadrille zu Ende. Durch die geöffnete Thür konnte man im Saale mitten im Tabaksqualm, Dunst und Staub die tanzenden Paare sehen. Eine tolle Lustigkeit herrschte in der Gesellschaft, man hörte das Schreien und Kreischen der Damen und das wuchtige Aufstampfen der Herren, das von einer ganzen berittenen Schwadron herzurühren schien. Dieses ganze Sodom aber übertönte das Commando des Tanzmeisters, eines höchst ausgelassenen und fidelen Herrn, der sogar seine Weste aufgeknöpft hatte und mit wahrer Begeisterung sein „En avant die Herren! Chaîne des dames! Balancez!" in den Saal hineinschrie. Iwan Ilitsch zog nicht ohne eine gewisse Unruhe Pelz und Galoschen aus und trat mit der Mütze in der Hand in den Tanzraum. Er war von diesem Augenblick an nicht mehr Herr seiner Entschließungen...

Im ersten Moment wurde er von Niemand bemerkt, alle tanzten ihre Tour zu Ende. Iwan Ilitsch stand wie betäubt da und vermochte in dem allgemeinen Wirrwarr keine Einzelheiten zu unterscheiden. Damenkleider, Schleifen und Schärpen, männliche Gesichter mit Cigaretten zwischen den Zähnen schwebten an ihm vorüber. Ein hellblaues Band streifte seine Nase, und ein Student

der Medicin, der mit fliegenden Haaren hinter dem Bande herjagte, stieß ihn empfindlich in die Seite. Auch ein werstlanger Officier von irgend einem Truppentheile tauchte vor ihm auf, um sogleich wieder in der Menge zu verschwinden. Eine quiekende Stimme tönte schrill an sein Ohr: „Pseldonymow, he, kleiner Pseldonymow!“ Unter den Füßen fühlte er etwas Klebriges, der Fußboden war offenbar frisch gebohnt worden. In dem übrigens nicht gerade kleinen Raume mochten sich gegen dreißig Menschen bewegen.

Im nächsten Augenblick war die Quadrille zu Ende, und fast zu derselben Zeit ereignete sich ganz genau dasselbe, was Iwan Ilitsch sich in Gedanken vorgestellt hatte, als er noch auf dem Trottoir stand und überlegte. Wie ein leises Flüstern und Rauschen ging es durch die Gruppen der Gäste, die noch ganz außer Athem waren und sich den Schweiß von der Stirn wischten. Aller Augen wandten sich rasch nach dem neu eingetretenen Gaste, man wich unwillkürlich vor ihm zurück, und wer ihn nicht sah, ward durch ein Zupfen und Augenblinzeln auf ihn aufmerksam gemacht. Iwan Ilitsch stand immer noch in der Thür, ohne sich auch nur einen Schritt vorwärts zu wagen, und zwischen ihm und den Gästen entstand ein leerer Raum, der auf dem Fußboden zahllose Bonbonhüllen und Cigarrettenreste sehen ließ. In diesen leeren Raum trat plötzlich schüchtern ein junger Mensch in einer Viceuniform mit zerzaustem weißblondem Haar und mächtiger Habichtsnase. Er bewegte sich mit

gebeugtem Rücken vorwärts, indem er den unerwarteten Gast genau mit jener Miene ansah, mit welcher ein Hund seinen Herrn ansieht, der ihn ruft, um ihm einen Fußtritt zu geben.

„Sei gegrüßt, Pseldonymow, erkennst Du mich?“ begann Iwan Ilitsch, indem er sich zugleich sagte, daß er diese Worte ganz erschrecklich unsicher herausgebracht hatte. Er fühlte auch, daß er in diesem Moment vielleicht eine unverzeihliche Dummheit beging.

„O — o — Euer Excellenz!“ brachte Pseldonymow stotternd hervor.

„Ganz recht, ich bin es. Ich habe ganz zufällig vorgesprochen, mein Lieber, wie Du Dir vermuthlich selber vorstellen kannst. . . .“

Aber Pseldonymow konnte sich augenscheinlich gar nichts vorstellen. Mit weit aufgerissenen Augen stand er da — ein Bild vollkommener Rathlosigkeit.

„Du wirst mich doch nicht hinauswerfen, denk' ich . . . Du mußt mich schon aufnehmen, ob gern oder ungern . . .“ fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er eine grenzenlose Verlegenheit und Schwäche empfand und sich vergeblich anstrengte, zu lächeln. Wie sollte er jetzt die humoristische Erzählung seines Besuches bei Stepan Nikiforowitsch und des Vorfalls mit Trifon vorbringen! Pseldonymow aber schien wie absichtlich aus seiner Betäubung nicht zu erwachen und starrte ihm immer noch mit tölpelhaftem Ausdruck ins Gesicht. Iwan Ilitsch

fühlte, wie sich sein Inneres zusammenkrampfte — noch eine solche Minute, und er war für immer vernichtet.

„Ich störe doch nicht etwa . . . ich gehe sonst . . .“ brachte er mit Mühe hervor, während ein nervöses Zucken über seine Lippen huschte.

Aber Pseldonymow gewann für einen Augenblick seine Fassung.

„Ew. Excellenz, ich bitte recht sehr . . . Diese Ehre . . .“ stieß er hastig hervor, indem er sich diensteifrig verbeugte — „geruhen Sie Platz zu nehmen . . .“ und indem er auf einmal Leben gewann, wies er mit beiden Händen nach einem Sopha, von welchem des Tanzens wegen der Tisch abgerückt war.

Iwan Ilitsch athmete erleichtert auf und setzte sich nieder; gleichzeitig rückte irgend Jemand den Tisch wieder vor das Sopha. Mit einem Blick überflog der General die Gesellschaft und sah, daß er ganz allein saß, während alle übrigen, sogar die Damen, standen. Das war kein günstiges Zeichen. Es war noch nicht an der Zeit, ermunternd und auffordernd einzugreifen — war er ja noch nicht Herr seiner selbst. Die Gäste wichen immer noch nach der Mitte des Zimmers hin zurück, und vor ihm stand einzig und allein Pseldonymow, der wieder verstummt war und nichts zu begreifen schien. Es war eine heikle, recht heikle Lage: noch niemals hatte Iwan Ilitsch in so kurzer Zeit so viel ausgestanden, und das Unternehmen, in das er sich um des Princips willen eingelassen, konnte wirklich als eine

Heldenthat erscheinen. Plötzlich tauchte jedoch neben Pseldonymow eine kleine Gestalt auf, die sich vor dem General tief verbeugte. Zu seiner unaussprechlichen Freude erkannte Iwan Ilitsch sogleich den Bureauvorsteher aus seiner eigenen Kanzlei, Akim Petrowitsch Subikow, den er zwar nicht näher kannte, aber doch als einen schweigsamen und dabei tüchtigen Beamten schätzte. Er erhob sich sogleich und streckte Akim Petrowitsch seine Hand hin — die ganze Hand, nicht bloß zwei Finger. Akim Petrowitsch griff mit beiden Händen danach, indem er gleichzeitig den Ausdruck tiefster Ehrerbietung annahm. Der General triumphirte: alles war gerettet.

Pseldonymow war für ihn jetzt nicht mehr sozusagen die zweite, sondern erst die dritte Person. Die scherzhafte Erzählung vom Kutscher Trifon konnte nun an den Bureauvorsteher gerichtet werden, den man nothgedrungen als Bekannten, ja sogar als intimen Bekannten hinstellen mußte, während Pseldonymow indessen schweigen und „vor Entzücken beben" konnte. Die Formen des Anstands blieben auf alle Fälle gewahrt. Die Erzählung mußte nun jedenfalls kommen, das sah Iwan Ilitsch deutlich ein; er sah, daß die Umstehenden alle ohne Ausnahme irgend etwas erwarteten, daß sogar sämmtliche Hausgenossen bis zur Köchin herab sich voll Spannung an der Thür zusammengedrängt hatten, um ihn zu sehen und zu hören. Es war unangenehm, daß dieser alberne Bureauvorsteher sich noch immer nicht setzen wollte.

„Aber, ich bitte recht sehr!“ rief Iwan Ilitsch, indem er ihm mit einer nicht ganz gelungenen Handbewegung einen Platz neben sich auf dem Sopha anwies.

„Nicht doch . . . bitt' um Verzeihung . . . ich kann auch hier . . .“ entgegnete Akim Petrowitsch, indem er rasch auf einem Stuhle Platz nahm, den ihm der immer noch eigensinnig dastehende Pseldonymow hingeschoben hatte.

„Denken Sie sich nur den Zufall!“ begann Iwan Ilitsch, indem er sich mit immer noch zitternder, aber doch schon freierer Stimme an Akim Petrowitsch wandte. Er zog und dehnte die Wörter, betonte die einzelnen Silben, sprach das „a“ wie „ä“ und benahm sich, wie er sich selbst sagen mußte, mit einem Worte ganz erschrecklich gespreizt und ungeschickt. Aber er konnte es nicht ändern; eine äußere Gewalt, der er nicht gewachsen war, schien auf ihn einzuwirken. Er litt furchtbar in dieser Minute.

„Denken Sie sich den Zufall,“ begann er noch einmal — „ich komme soeben von Stepan Nikiforowitsch Nikiforow . . . Sie haben vielleicht von ihm gehört . . . Geheimrath Nikiforow . . . in der . . . Kommission für . . .“

Akim Petrowitsch verbeugte sich ehrerbietig mit dem ganzen Oberkörper, als ob er sagen wollte: „Gewiß, gewiß — wie sollt' ich nicht gehört haben!“

„Er ist jetzt Dein Nachbar,“ fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er sich aus Anstandsgefühl und um die

Unterhaltung recht zwanglos erscheinen zu lassen, für einen Moment nach Pseldonymow umwandte, jedoch ebenso rasch wieder fortblickte, als er an Pseldonymows Augen erkannte, daß ihm diese Mittheilung höchst gleichgiltig sei.

„Der alte Herr hat, wie Sie wissen, sein Leben lang davon geträumt, sich ein Haus zu kaufen . . . Na, und nun hat der Traum sich erfüllt. Ein prächtiges Häuschen, das er gekauft hat. Hm . . . Und nun war zufällig heut sein Geburtstag, den er sonst nie gefeiert hat, aus Sparsamkeit, he he . . . und in seiner Freude über das Haus ladet er zum ersten Male Gäste zu sich . . . mich und Semjon Iwanowitsch . . . Schipulenko, Sie kennen ihn ja . . .“

Akim Petrowitsch verneigte sich wiederum in dienstbeflissenster Weise. Iwan Ilitsch war wirklich froh, daß er ihn getroffen hatte. Wie aber — durchzuckte es ihn plötzlich — wenn der Bureauvorsteher es errieth, daß er in diesem Augenblicke für Se. Excellenz eine unentbehrliche Stütze war? Das wäre allerdings recht fatal gewesen.

„Na, wir saßen also zu Dreien beim Champagner und plauderten über dieses und jenes . . . über allerhand Zeitfragen . . . wir stritten uns sogar . . . he he!“

Akim Petrowitsch zog ehrerbietig die Stirn in Falten.

„Doch darum handelt es sich nicht. Wir verabschieden uns endlich, denn der alte Herr liebt die Pünkt-

lichkeit und geht früh schlafen . . . Sie verstehen: Die Jahre . . . und wie ich nun das Haus verlasse — wen vermisse ich? Meinen Kutscher Trifon. Ich werde unruhig und halte Umfrage nach meinem Wagen, und da erfahre ich denn, daß dieser Trifon in der Meinung, ich würde doch länger bleiben, sich zu einer Gevatterin oder Schwester — Gott weiß, was — begeben habe, die hier auf der Petersburger Seite Hochzeit macht. Denken Sie sich: fährt mir der Bursche mit dem Wagen vor der Nase davon!"

Anstandshalber hatte der General die letzten Worte wieder an Pseldonymow gerichtet. Dieser krümmte sich sogleich wie ein Wurm zusammen, aber das war es durchaus nicht, was der General gewünscht hatte. „Er hat kein Mitgefühl, kein Herz," fuhr es ihm durch den Kopf.

„Unglaublich!" rief Akim Petrowitsch, auf den die Erzählung des Generals einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Ein leises Murmeln des Erstaunens ließ sich von Seiten der Gäste vernehmen.

„Sie können sich meine Lage vorstellen," fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er einen für die ganze Gesellschaft berechneten Blick in den Saal warf. „Es blieb mir nichts weiter übrig: ich mußte zu Fuß gehen. Ich denke: „Du schleppst dich bis zum Großen Prospekt, und dort findet sich schon irgend eine Wanka*) . . . he he!"

*) Wanka, Hänschen, Spitzname der Schlittenkutscher.

„Hi hi hi!“ kicherte Akim Petrowitsch ehrerbietig zur Antwort. Wiederum ging ein Murmeln durch die Menge der Gäste, doch war es schon mehr lustiger, freierer Art. In diesem Moment barst der Cylinder an der Wandlampe mit einem lauten Knack. Einer der Gäste sprang diensteifrig hinzu, um nach dem Schaden zu sehen. Pseldonymow fuhr zusammen und warf einen strafenden Blick nach der Lampe, der General jedoch beachtete den Zwischenfall nicht im Geringsten, und alle beruhigten sich.

„Ich komme also des Weges daher — — und es ist eine stille, herrliche Nacht. Auf einmal höre ich Musik, fröhliche Stimmen, den Tritt der Tanzenden. Ich frage den Polizisten: Pseldonymow, sagt er, macht Hochzeit. Ei, ei, mein Lieber, Du machst ja die ganze Petersburger Seite rebellisch! Ha ha!“ wandte er sich plötzlich wieder an Pseldonymow.

„Hi hi hi! Sehr gut!“ ließ sich Akim Petrowitsch vernehmen. Durch die Gesellschaft lief ein erneutes Murmeln, und nur der unglückselige Pseldonymow blieb gänzlich ungerührt; er verbeugte sich wieder, aber von einem Lächeln, einem Entgegenkommen irgend welcher Art keine Spur. Als ob er von Holz wäre!

„Ist er denn wirklich so beschränkt?“ dachte Iwan Ilitsch. „Jetzt hätte doch selbst ein Esel lachen müssen — und alles würde wie am Schnürchen gehen.“ Und er verspürte eine gewisse Ungeduld in seinem Innern.

„Ich denke also,“ fuhr er alsdann laut fort —

„Du willst doch einmal bei Deinem Registrator vorsprechen. Er wird Dich doch nicht hinauswerfen . . . na, und da bin ich denn, mag Dir's recht sein oder nicht. Du mußst nun schon entschuldigen, mein Lieber. Wenn ich jedoch stören sollte, dann geh' ich . . . ich wollte nur einmal sehen . . .“

„Aber wie sollten denn Ew. Excellenz uns stören!“ schien Akim Petrowitsch's süßliche Miene zu sagen, denn er selbst brachte ebenso wenig wie Pseldonymow ein Wort über die Lippen. In den Gruppen der Gäste ward es lebendig, die frühere Ungebundenheit begann langsam wiederzukehren. Die Damen hatten sich bereits bis auf wenige Ausnahmen gesetzt — jedenfalls ein günstiges Zeichen. Die Keckeren unter ihnen fächelten sich mit ihren Taschentüchern Luft zu, und eine nicht mehr ganz jugendliche Person in einem abgetragenen Sammetkleide wagte sogar mit lauter Stimme eine Bemerkung zu machen. Der Offizier, an den sie das Wort gerichtet hatte, wollte ihr gleichfalls laut antworten, als er jedoch sah, daß alle anderen nur im Flüstertone sprachen, dämpfte auch er seine Stimme. Die männlichen Gäste, zumeist Kanzleibeamte und etliche Studenten, ermunterten sich gegenseitig durch Blicke, Geberden und leises Hüsteln zu einem freieren Benehmen und machten bereits ein paar Schritte nach dieser oder jener Seite. Eine besondere Verlegenheit war übrigens Keinem anzumerken, vielmehr zeigten sie alle nur eine gewisse Scheu und eine geheime Feindseligkeit gegen die Person, die sich ungeladen zu ihnen gesellt hatte. Der

Offizier begann sich seiner Zaghaftigkeit zu schämen und näherte sich nach einer Weile dem Tische.

„Höre einmal, mein Lieber,“ wandte sich Iwan Ilitsch an Pseldonymow, „wie heißt Du denn eigentlich mit Vor- und Vatersnamen?“

„Porfiri Petrow, Excellenz,“ antwortete der junge Ehemann in dienstlichem Tone, wie bei einer Revision, indem er die Augen weit aufriß.

„Mache mich doch mit Deiner jungen Frau bekannt, Porfiri Petrowitsch . . . ich möchte. . . .“

Er machte Miene, sich zu erheben, aber Pseldonymow stürzte Hals über Kopf in das Nebenzimmer, um die junge Gattin zu holen. Diese hatte bisher in der Thür gestanden, kaum aber vernahm sie, daß von ihr gesprochen wurde, als sie sich sogleich versteckte. Eine Minute später jedoch führte sie Pseldonymow bereits an der Hand herein, und alles trat zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Iwan Ilitsch erhob sich feierlich und trat mit einem liebenswürdigen Lächeln auf sie zu.

„Sehr angenehm, sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ begann er mit einer leichten, weltmännischen Verbeugung — „zumal an einem solchen Tage . . .“

Ein vielsagendes Lächeln begleitete seine Worte; die umherstehenden Damen kicherten verständnißvoll.

„Reizend!“ sagte fast hörbar die Dame in dem Sammetkleide.

Die junge Frau paßte durchaus zu dem jungen Ehegatten. Es war ein hageres Dämchen von etwa

siebzehn Jahren, von blasser Gesichtsfarbe, mit einem sehr kleinen Gesichtchen und einer sehr spitzen Nase. Ihre kleinen, durchdringenden und beweglichen Aeuglein verriethen durchaus keine Zaghaftigkeit, sondern hatten vielmehr einen herausfordernden, boshaften Ausdruck. Offenbar heirathete Pseldonymow sie nicht um ihrer Schönheit willen. Sie trug ein Kleid von weißem Mousselin auf rosenfarbenem Grunde. Ihr Hals war dünn und lang, der Körper mager und eckig. Auf die Anrede des Generals fand sie nicht ein Wort der Antwort.

„Ein prächtiges Frauchen," sagte Iwan Ilitsch halblaut, indem er sich scheinbar an Pseldonymow wandte, in Wirklichkeit jedoch für das Ohr der jungen Ehegattin sprach. Aber Pseldonymow wußte auch diesmal nichts zu sagen, ja er vergaß selbst, sich zu verbeugen Iwan Ilitsch glaubte sogar aus seinen Augen eine gewisse Kälte und Verstecktheit herauszulesen — jedenfalls war nach seiner Meinung von diesem Charakter nichts Gutes zu erwarten. Ach, und was hätte er darum gegeben, wenn man ihm auch nur ein klein wenig gefühlvoll entgegengekommen wäre!

„Ein sauberes Pärchen!" dachte er. „Nun, was ist schon zu machen . . ."

Er wandte sich wieder der jungen Frau zu, die neben ihm auf dem Sopha Platz genommen hatte, aber auf die zwei oder drei Fragen, welche er an sie richtete, erhielt er kaum ein Ja oder Nein zur Antwort.

„Wenn sie wenigstens verlegen werden wollte," dachte er im Stillen — „dann hätte ich doch eine Anknüpfung zum Scherzen. So aber bin ich selbst der Verlegene — eine abscheuliche Lage."

Auch Akim Petrowitsch war mit seiner Weisheit zu Ende und schwieg.

„Aber, meine Herren, ich habe doch nicht etwa Ihr Vergnügen gestört?" wandte sich schließlich der General an alle mit einander. Er fühlte, wie sogar seine Hände von Schweiß feucht waren.

„O nein, beunruhigen Sie sich nicht, Excellenz . . . wir fangen sogleich wieder an, und jetzt . . . wollen wir uns nur noch etwas abkühlen," versetzte der lange Officier. Die junge Frau blickte den stattlichen jungen Mann in der schmucken Uniform mit Wohlgefallen an. Pseldonymow stand immer noch in vorgebeugter Haltung da und schien seine Habichtsnase weiter denn je herauszustecken. Er hatte ganz den Ausdruck eines Lakaien, der mit dem Mantel in den Händen dasteht und wartet, bis die Herrschaften ihr Abschiedsgespräch beendet haben. Diesen Vergleich stellte Iwan Ilitsch bei sich an; er kam mehr und mehr aus der Fassung und fühlte, daß ihm übel, recht übel zu Muthe war, daß er den Boden unter den Füßen verlor und sich gleichsam irgend wohin im Finstern verirrte, woher er keine Rückkehr mehr finden würde. . . .

IV.

Plötzlich trat alles zur Seite, und auf der Bildfläche erschien eine kleine, untersetzte Frau, nicht mehr jung, in einfacher Kleidung, ein großes, vorn am Halse mit einer Stecknadel zusammengehaltenes Tuch um die Schultern und auf dem Kopfe eine Haube, die sie offenbar zu tragen nicht gewohnt war. Sie hielt einen kleinen runden Präsentirteller in den Händen, auf welchem eine noch nicht angeschenkte, jedoch bereits entkorkte Champagnerflasche nebst zwei Gläsern stand; die Flasche war offenbar nur für zwei Gäste bestimmt.

Die ältliche Frau schritt geraden Wegs auf den General zu.

„Sie müssen schon vorlieb nehmen, Excellenz," sagte sie sich verbeugend; „aber da Sie uns nicht verachtet haben und uns zur Hochzeit des Sohnes die Ehre geben, bitten wir Sie auch, gnädigst auf das Wohl des jungen Paares zu trinken. Verachten Sie uns nicht, geben Sie uns die Ehre!"

Iwan Ilitsch klammerte sich an die Alte wie an seinen Rettungsanker. Sie mochte etwa sechsundvierzig Jahre zählen und hatte ein so gutmüthiges, frisches, offenes, rundes, echt russisches Gesicht, lächelte so herzlich, verbeugte sich so einfach, daß Iwan Ilitsch bei ihrem Anblick fast froh ward und von neuem zu hoffen begann.

„Sie sind also die Mutter Ihres Sohnes?" sagte er, indem er sich von dem Sopha erhob.

„Meine Mutter, Excellenz," stammelte Pseldonymow, indem er seinen langen Hals herausreckte und seine Nase um einige Zoll vorschob.

„Ah! Sehr angenehm, sehr angenehm, diese Bekanntschaft zu machen."

„Verachten Sie uns also nicht, Excellenz!"

„Im Gegentheil, ich bin hoch erfreut . . ."

Man stellte den Präsentirteller vor ihn hin, und Pseldonymow stürzte herbei, um das eine Glas für ihn zu füllen.

„Ich bin ganz entzückt über den Zufall . . . der es mir erlaubt," begann er, „der es mir erlaubt . . . bei dieser Gelegenheit Zeugniß abzulegen . . . mit einem Wort, als Vorgesetzter . . . wünsche ich Ihnen, meine Dame —" er wandte sich an die junge Frau — „sowie Dir, mein Freund Porfiri, ein volles, ungestörtes, langdauerndes Eheglück."

Und mit Gefühl leerte er das Glas — das siebente an diesem Abend. Pseldonymow schaute ernst, ja sogar finster drein. Der General begann ihn zu hassen.

„Und auch diese Hopfenstange da," dachte er im Stillen, indem er den Offizier ansah — „auch der steht da, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Wenn er wenigstens ein Hurrah! ausgestoßen hätte . . . das wäre doch ganz am Platze gewesen . . ."

„Und auch Sie, Akim Petrowitsch, geruhen auf das Wohl des Hochzeitspaares zu trinken," fügte die Alte, zu dem Bureauvorsteher gewandt, hinzu. „Auch Sie sind

sein Vorgesetzter, und er ist Ihr Untergebener. Geben Sie Acht auf mein Söhnchen, als Mutter bitt' ich. Vergessen Sie uns auch in Zukunft nicht, Sie unser Täubchen, Akim Petrowitsch, Sie gutes Herzchen!"

„Prächtige Geschöpfe, diese alten russischen Frauen," dachte Iwan Ilitsch. „Alle hat sie neu belebt ... Ich war dem einfachen Volke immer zugethan ..."

In diesem Augenblick ward ein zweiter, ungeheurer Präsentirteller hereingebracht. Er wurde von einem Dienstmädchen getragen, das über einer Crinoline ein rauschendes Kattunkleid trug und den Präsentirteller kaum mit beiden Armen umfassen konnte. Auf ihm standen unzählige kleine Tellerchen mit Aepfeln, Confect, Nüssen, mit Obstpasteten, Marmeladen u. s. w. Er hatte bisher in dem Nebenzimmer gestanden, wo sich die Gäste, insbesondere die Damen, nach Belieben bedient hatten. Jetzt wurden die sämmtlichen Leckereien einfach vor den General hingestellt.

„Verschmähen Sie unsere Speisen nicht, Excellenz! Wir geben, was wir haben, und wir geben's von Herzen," wiederholte die Mutter Pseldonymows.

„Aber, ich bitte recht sehr," versetzte Iwan Ilitsch, indem er mit scheinbarem Wohlgefallen eine Walnuß nahm und zwischen seinen Händen zerdrückte. Er war fest entschlossen, bis zum Schluß der populäre Herr zu bleiben.

Plötzlich ließ die junge Frau Pseldonymow ein Kichern vernehmen.

„Was giebt's denn?“ fragte Iwan Ilitsch lächelnd, ganz erfreut über dieses erste Lebenszeichen, das die junge Dame von sich gegeben.

„Iwan Kostenkinytsch — der da — hat mich zum Lachen gebracht,“ antwortete sie, indem sie sogleich wieder ernst wurde und die Augen zu Boden senkte.

Der General bemerkte nun einen blonden jungen Mann mit angenehmen Zügen, der sich auf der andern Seite des Sophas neben Frau Pseldonymow niedergelassen und seiner Nachbarin irgend etwas ins Ohr geflüstert hatte. Als der General nach ihm hinsah, erhob er sich schüchtern von seinem Stuhle.

„Ich habe von dem „Traumbuch“ gesprochen, Excellenz,“ sagte er zögernd und sich gleichsam entschuldigend.

„Von welchem Traumbuch denn?“ fragte Iwan Ilitsch in gewinnendem Tone.

„Es ist kürzlich ein neues „Literarisches Traumbuch“ gedruckt worden. Es heißt dort: wenn man von Herrn Panajew*) träumt, wird man sich das Chemisette Kaffee begießen. Das war's, was ich erwähnte.“

„Welche Unschuld!“ dachte Iwan Ilitsch; der junge Mensch aber war, obwohl er bis über die Ohren erröthete, doch ganz glücklich darüber, daß er die Anekdote von Herrn Panajew an den Mann gebracht hatte.

„Hm, ja, ich habe gehört. . . .“ sagte der General laut.

*) Die angeführten Anekdoten beziehen sich auf literarische Persönlichkeiten der sechziger Jahre.

„Es giebt aber noch bessere Anekdoten,“ ließ sich eine zweite Stimme dicht neben Iwan Ilitsch vernehmen. „Man giebt jetzt ein neues Lexikon heraus, und in diesem soll Herr Krajewski den Buchstaben „A“ bearbeiten . . . unter anderem den Artikel „a blitschitelnaja literatura“*) . . .“

Auch dieser Sprecher war noch ein ganz junger Mann, aber von Verlegenheit war bei ihm keine Rede, er hatte im Gegentheil ein recht ungezwungenes Benehmen. Er trug Handschuhe und eine weiße Weste und hielt den Hut in der Hand. Er tanzte nicht, sah alle von oben herab an — denn er war Mitarbeiter der satirischen Zeitschrift „Der Feuerbrand“ — und suchte in der Gesellschaft den Ton anzugeben. Er war als Ehrengast von Pseldonymows Seite geladen worden, mit dem er auf vertrautem Fuße stand; noch im vorigen Jahre hatte er mit ihm gemeinsam einen kleinen Winkel bei einer deutschen Zimmervermietherin bewohnt. Er war ein Freund des Branntweins und hatte sich schon mehr als einmal während des Abends in ein verstecktes kleines Hinterzimmer geschlichen, in welchem für die männlichen Gäste ein kräftiger Schluck bereit stand. Dem General wollte der „ungezwungene“ junge Mann durchaus nicht gefallen.

„Der Witz liegt darin,“ erläuterte der blonde

*) „Oblitschitelnaja literatura“ nannte man die demokratisch angehauchte „Anklagelitteratur“ jener Zeit.

Jüngling, der die Geschichte von dem Chemisette zum Besten gegeben hatte — „darin, Excellenz, daß Herr Krajewski in der Orthographie nicht sehr stark ist und nach Ansicht desjenigen, der den Witz gemacht hat, „ablitschitelnaja“ statt „oblitschitelnaja“ sagen würde . . . und auch . . .“

Hier blieb der arme Bursche stecken — zu nicht geringer Freude des Ungezwungenen, der im ersten Augenblick über die Unterbrechung höchst ungehalten gewesen war. Der General kannte die Anekdote offenbar ebenso gut wie die jungen Leute, und sie mochten ihm das wohl an den Augen abgelesen haben. Während nun der Blonde sich voll Verwirrung und Scham so rasch als möglich in die nächste Ecke drückte und seine Munterkeit nicht mehr wiederfinden konnte, trat der Mitarbeiter des „Feuerbrand“ noch näher an den Tisch heran und suchte sich einen Platz dicht neben Iwan Ilitsch, der von dieser Zudringlichkeit keineswegs entzückt war.

„Sag' doch einmal, bitte, Porfiri,“ begann der General, um das peinliche Schweigen, welches entstanden war, durch irgend etwas zu unterbrechen — „weshalb — ich wollte schon immer danach fragen — weshalb man dich eigentlich Pseldonymow und nicht Pseudonymow nennt? Die letztere Form ist doch ohne Zweifel die richtige.“

„Ich kann darüber keine genügende Auskunft geben, Excellenz,“ versetzte Pseldonymow.

„Der Name ist wahrscheinlich, als sein Vater in

Dienst trat, in den amtlichen Papieren falsch eingetragen worden," bemerkte Akim Petrowitsch, „so daß er schließlich Pseldonymow hieß. Das kommt öfter vor."

„So ist's oh — ne Zwei — fel," fiel der General lebhaft ein, „oh — ne Zwei — fel. Denn Sie müssen doch zugeben: Pseudonymow kann man von dem Wort „pseudonym" ableiten, Pseldonymow aber bedeutet gar nichts."

„Man sieht eben die Dummheit," meinte Akim Petrowitsch.

„Das heißt: wessen Dummheit?"

„Das russische Volk, mein' ich, verdreht manchmal die Buchstaben und spricht sie in seiner Weise aus. So hört man zum Beispiel oft ‚Nevalid', und es heißt doch ‚Invalid'".

„Ganz recht, ja . . . Nevalid, ha ha . . ."

„Sie sagen auch ‚Mummer', Excellenz," platzte der Offizier heraus, der schon lange auf eine Gelegenheit lauerte, sich auszuzeichnen.

„Ja, was heißt denn das: ‚Mummer'?"

„Mummer, statt Nummer, Excellenz."

„Ah so, Mummer . . . statt Nummer . . . Nun ja . . . ha ha . . ." Iwan Ilitsch fühlte sich verpflichtet, auch den Offizier mit einem Lächeln zu belohnen. Dieser rückte selbstzufrieden seine Halsbinde zurecht.

„Sie sagen auch ‚nimo'", mischte sich der Mitarbeiter des „Feuerbrand" ein. Aber Sr. Excellenz bemühten

sich, seine Bemerkung zu überhören. Nicht für jedermann hat man ein Lächeln.

„‚Nimo' statt ‚mimo',"*) wiederholte der Mitarbeiter eigensinnig, in offenbarer Erregung.

Iwan Ilitsch warf ihm einen strengen Blick zu.

„Na, warum drängst Du Dich denn auf?" flüsterte Pseldonymow seinem Ehrengaste zu.

„Was schadet's denn? Ich will mich unterhalten. Man wird doch noch sprechen dürfen!" versetzte leise der andere, doch zog er es vor, zu schweigen, und verließ mit verhaltenem Ingrimm das Zimmer.

Er begab sich geraden Wegs in jenes behagliche Hinterzimmer, in welchem für die Herren der Gesellschaft ein kleines, mit einem bunten Damasttischtuch bedecktes Tischchen stand, das einige Flaschen mit Likör, Brannt-Wein und kräftigem „einheimischem" Sherry, sowie ein paar Teller mit Caviarbrötchen und russischen Sardinen trug. Voll innerer Wuth goß er sich ein Glas Branntwein ein, als plötzlich mit fliegenden Haaren ein Student der Medizin, der Haupttänzer des Abends, in das Zimmer stürzte und hastig eine zweite Flasche ergriff.

„Es geht sofort los," stieß er rasch hervor — „komm nur und sieh zu: ich tanze ein Solo auf den Händen, und nach Tisch gebe ich den „Fischtanz" zum Besten. Pseldonymow soll sich über mich nicht beklagen . . . Ein

*) Mimo, vorüber.

famoses Weib, diese Cleopatra Semjonowna — alles kann man mit ihr riskiren."

„Das ist ein Reaktionär," versetzte finster der Mitarbeiter, indem er sein Glas zum Munde führte.

„Wer ist ein Reaktionär?"

„Der neue Gast, vor den man die Obstpaste hingestellt hat. Ein Reaktionär, sage ich Dir."

„Ach, was geht's mich an!" murmelte der Student und eilte, da soeben die ersten Accorde der Quadrille erklangen, rasch aus dem Zimmer.

Der Mitarbeiter, der nun allein war, goß sich, um seinen Muth und seinen Unabhängigkeitssinn zu kräftigen, noch ein zweites Glas ein und aß ein Caviarbrötchen dazu. Noch niemals hatte der Wirkliche Staatsrath Pralinski einen so gehässigen, racherfüllten und unerbittlichen Feind besessen, wie es der von ihm so geringschätzig behandelte Mitarbeiter des „Feuerbrand" war, nachdem er die beiden Gläschen Branntwein zu sich genommen hatte. Wie wird es Dir gehen, armer, ahnungsloser Iwan Ilitsch! Ohnedies schwebte das Verhängniß bereits über dem Haupte Sr. Excellenz. Wenn auch Iwan Ilitsch eine bis ins Einzelne gehende Erklärung seiner Anwesenheit bei der Hochzeit seines Untergebenen zum Besten gegeben hatte, so war doch Niemand so recht von dieser Erklärung befriedigt, und es hatte noch immer eine gewisse Befangenheit unter den Gästen vorgeherrscht. Plötzlich aber war Alles wie durch Zauberei umgewandelt: es war, als ob alle freier aufathmeten,

man begann zu lachen, zu jauchzen und zu tanzen, und die frühere Lustigkeit hielt wieder Einkehr, als ob der unerwartete Gast überhaupt nicht da wäre. Die Veranlassung zu diesem Umschwung war ein Gerücht, das irgend Jemand in Umlauf gesetzt hatte – ein Gerücht, das im Flüstertone von einem zum andern ging, und das schlechtweg mit dürren Worten behauptete, der neue Gast . . . „habe einen in der Krone". Und wenn auch dieses Gerücht den Stempel der Verleumdung an der Stirn trug, so war doch ein Jeder nur allzu gern bereit, es zu glauben, gab es doch die beste Erklärung dieses seltsamen nächtlichen Besuches. Die Folge war, daß eine allgemeine Ungebundenheit sich der Gesellschaft bemächtigte und alles mit Jubel die nun beginnende Quadrille aufnahm — die letzte vor dem Abendbrot und dieselbe, die der Student durch sein auf den Händen getanztes Solo zu verherrlichen beabsichtigte.

Eben wollte sich Iwan Ilitsch an die neben ihm sitzende junge Frau wenden, um, wenn möglich, ihre Theilnahme durch ein paar witzige Bemerkungen zu gewinnen, als der lange Officier auf sie zustürzte und sie zur Quadrille abholte. Nicht ein Wort der Entschuldigung brachten sie vor, ja die junge Frau schien sogar herzlich froh darüber, daß sie aus seiner Gesellschaft erlöst wurde und würdigte ihn nicht einmal eines Blickes.

„Im Grunde genommen ist sie in ihrem Rechte," sagte sich Iwan Ilitsch, „aber von Anstand hat sie keine Ahnung. Genire Dich durchaus nicht, Freund Pofiri,"

wandte er sich laut an Pseldonymow — „vielleicht hast Du . . . irgend welche Anordnungen zu treffen . . . oder sonst etwas . . . bitte, lege Dir meinetwegen keinen Zwang auf. — Es scheint fast, als ob er mich bewachen wollte!“ fügte er im Stillen hinzu

Er war ihm nachgerade unerträglich geworden, dieser Pseldonymow mit seinem langen Halse und den glotzenden Augen, die beständig auf ihn gerichtet waren. Mit einem Wort: es war bei Weitem nicht das eingetreten, was Iwan Ilitsch erwartet hatte; doch besaß er noch immer nicht den Muth, sich seine Niederlage offen einzugestehen.

V.

Die Quadrille hatte begonnen.

„Gestatten Ew. Excellenz,“ sagte Akim Petrowitsch, indem er ehrerbietig die Flasche in der Hand hielt und sich anschickte, das Glas des Generals zu füllen.

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht, ob . . .“

Aber Akim Petrowitsch goß bereits mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Demuth ein. Nachdem er den General bedient hatte, füllte er mit einer gewissen Heimlichkeit und Unauffälligkeit, sozusagen nebenbei, auch sein eignes Glas, nur mit dem Unterschied, daß er um einen Finger breit weniger eingoß, was er aus Schicklichkeitsrücksichten für durchaus nothwendig hielt. Er kam sich wie ein Weib in Geburtswehen vor, als er so dicht neben seinem Vorgesetzten saß. Wovon sollte er mit ihm

sprechen? Irgend etwas mußte er jedenfalls, schon aus Pflichtgefühl, zu seiner Unterhaltung thun, und so bot der Champagner sich als willkommenes Auskunftsmittel dar. Auch Sr. Excellenz war es so ganz recht — nicht des Champagners wegen, denn dieser war warm und das abscheulichste Zeug, das man sich nur denken konnte — aber doch so, in einer gewissen moralischen Hinsicht.

„Der Alte möchte gern selbst ein Schlückchen trinken," dachte Iwan Ilitsch, „aber er wagt es nicht ohne mich. Nun, ich will ihm nicht hinderlich sein . . . Es wäre auch lächerlich, wenn die Flasche so zwischen uns dasteht."

Er nahm einen Schluck aus seinem Glase; es war doch immer eine Art Unterhaltung — besser, als wenn er nur so dagesessen und zugeschaut hätte.

„Ich bin ganz zufällig," begann er darauf, indem er die Worte zog und dehnte — „ganz zufällig, sozusagen, hierhergekommen . . . Andere werden vielleicht finden . . . es schicke sich nicht . . . sozusagen . . . daß ich in solche Gesellschaft gehe . . ."

Akim Petrowitsch schwieg und horchte mit schüchterner Neugier.

„Aber ich hoffe, Sie werden begreifen, weshalb ich hergekommen . . . ich bin doch nicht gekommen, um hier Wein zu trinken . . . he he!"

Akim Petrowitsch wollte seinerseits mit einem Kichern antworten, doch blieb ihm dieses Kichern im Halse stecken, so daß er wiederum nichts vorbrachte, was Se. Excellenz hätte ermuntern können.

„Ich bin hergekommen . . . um sozusagen erhebend und ermunternd einzuwirken, sozusagen . . . ein moralisches Ziel zu zeigen . . .“ fuhr Iwan Ilitsch, höchst aufgebracht über den stumpfsinnigen Zuhörer, in seinen Darlegungen fort, doch verstummte er plötzlich. Er sah, daß der arme Akim Petrowitsch sogar die Augen niedergeschlagen hatte, als ob er sich in irgend einer Hinsicht schuldig fühlte. Der General nahm in seiner Verwirrung wiederum zum Glase die Zuflucht, und Akim Petrowitsch beeilte sich sogleich wieder, dasselbe zu füllen, als ob er durchaus keinen andern Ausweg aus seiner fatalen Lage gewußt hätte.

„Sehr geistreich scheinen Sie nicht zu sein, mein Lieber,“ dachte Iwan Ilitsch, indem er dem armen Akim Petrowitsch einen strengen Blick zuwarf. Und als ob der Bureauvorsteher diesen strengen Generalsblick durch die Haut hindurch gespürt hätte, nahm er sich endgültig vor, zu schweigen und seine Augen nicht mehr zu erheben. So saßen sie zwei Minuten lang einander gegenüber — zwei schreckliche Minuten für den guten Akim Petrowitsch.

Der General that seinem Bureauvorsteher natürlich schreiendes Unrecht. Akim Petrowitsch war ein ruhiger, gesetzter Mensch, so friedlich wie ein Huhn, ein Beamter von jener alten Sorte, die ganz in Unterthänigkeit und Kriecherei aufgewachsen war, im übrigen ein Mensch von gutem, sogar edlem Charakter. Er war ein Petersburger Russe, das heißt sein Vater sowohl wie sein Großvater waren in Petersburg geboren, aufgewachsen

und in Dienst getreten und nicht ein einziges Mal aus Petersburg herausgekommen. Diese Petersburger sind ein ganz eigenartiger russischer Typus. Vom übrigen Rußland haben sie nicht die geringste Vorstellung, was ihnen übrigens durchaus keine Sorge macht. Ihr ganzes Interesse ist auf Petersburg, insbesondere auf das Amt, das sie inne haben, concentrirt. Ihre regelmäßige Préférancepartie, ihr Monatsgehalt und die Läden, aus denen sie ihre Waare beziehen, bilden die einzigen Gegenstände ihrer Sorge. Sie kennen nicht eine einzige russische Sitte, nicht ein einziges Volkslied — auße vielleicht eine russische Melodie, die ihnen der Leierkasten vermittelt. Es giebt zwei untrügliche Merkmale, nach denen man einen wirklichen Russen von einem Petersburger unterscheidet. Das erste dieser Merkmale b darin, daß der Petersburger ausnahmslos statt „Petersburger Nachrichten" immer nur „Akademische Nachrichten" sagt. Das zweite, ebenso untrügliche Merkmal ist, daß der Petersburger niemals das einheimische Wort „sawtrak" gebraucht, sondern das deutsche Wort „fryschtik," wobei er sich bemüht, die erste Silbe möglichst richtig auszusprechen. An diesen beiden Kennzeichen wird man sie unzweifelhaft unterscheiden. Es ist im Allgemeinen ein friedlicher Menschenschlag, der sich in den letzten Jahrzehnten endgültig herausgebildet hat. Akim Petrowitsch, der diesen Typus in aller Deutlichkeit darstellte, war dabei keineswegs der Dummkopf, für den der General hn hielt. Hätte Iwan Ilitsch ihn irgend etwas

gefragt, was seinem Gesichtskreise näher lag, er hätte ohne Zweifel Rede und Antwort gestanden und sogar eine leidliche Unterhaltung im Gange zu erhalten gewußt. Und er hätte für sein Leben gern etwas Genaueres über die Absichten und Gründe seiner Excellenz erfahren, aber es schickte sich doch für einen Untergebenen nicht, nach diesen Gründen zu fragen . . .

Iwan Ilitsch war mehr und mehr in ein stilles Brüten verfallen; allerlei unklare Gedanken jagten sich in seinem Kopfe, und er bemerkte es in seiner Zerstreutheit nicht, daß er immer wieder sein Glas an den Mund führte und Akim Petrowitsch es immer wieder nachfüllte. Sie schwiegen beide. Iwan Ilitsch hatte seine Aufmerksamkeit den Tanzenden zugewendet und fand sogar bald an dem Treiben in dem Saale ein gewisses Interesse. Auf einmal fiel ihm ein Umstand auf, der ihn sogar in ein gewisses Staunen versetzte . . .

Die Tanzenden waren in der That in der heitersten Stimmung. Man belustigte sich in aller Einfalt des Herzens und war mit Leib und Seele bei der Sache. Es gab nur wenige geschickte Tänzer, aber die ungeschickten stampften so heftig auf den Boden auf, daß man leicht geneigt sein konnte, sie für geschickte zu halten. Ganz besonders zeichnete sich der Offizier aus: er liebte namentlich gewisse Figuren, bei denen er seinen langen Oberkörper bald nach dieser, bald nach jener Seite hinüberbeugte, so daß man jeden Augenblick befürchten mußte, er würde usammenbrechen und zu Boden stürzen; aber er schien

seiner Sache sicher und schaute so ernst und siegesgewiß drein, als ob er aller Augen bewundernd auf sich gerichtet fühlte. Ein anderer Tänzer, in der zweiten Gruppe, war neben seiner Dame eingeschlafen — er hatte offenbar vor der Quadrille des Guten zu viel gethan, so daß seine Dame nun allein tanzen mußte. Ein junger Registrator, der die Dame mit dem blauen Bande zur Partnerin hatte, wiederholte auch diesmal wieder ein Kunststück, das er bereits während der sämmtlichen fünf Quadrillen des Abends zur Ausführung gebracht hatte: er trat ein wenig von seiner Dame hinweg, ergriff das Ende des blauen Bandes und preßte während des Vorbeigehens im vis-à-vis ein Dutzend Küsse darauf. Die Dame aber schwamm dahin, als ob sie durchaus nichts bemerkte. Der Student der Medizin gab in der That sein Solo auf den Händen zum Besten und erregte damit einen wahren Sturm von Beifall. Es herrschte, mit einem Worte, eine ganz auffallende Ungezwungenheit. Iwan Ilitsch, auf den übrigens der Wein bereits seine Wirkung ganz merklich auszuüben begann, lächelte zu alledem, doch begann sich allmälig ein bittrer Zweifel in seine Seele zu schleichen: er war ja ein Freund der Ungezwungenheit und Lustigkeit, und er hatte sie vorhin, als sich alle wie eine scheu gewordene Heerde durcheinander drängten, aus ganzer Seele herbeigesehnt; aber jetzt schien sie ihm denn doch alles erlaubte Maaß zu überschreiten. So hatte zum Beispiel eine der Damen ihr abgetragenes blaues Sammet-kleid, das sie jedenfalls aus vierter Hand erstanden hatte,

mit Hilfe von Stecknadeln derartig zusammengeheftet, daß sie Pumphosen anzuhaben schien. Es war das dieselbe Cleopatra Semjonowna, bei der man „alles riskiren konnte", wie ihr Cavalier, der Student der Medizin, sich gegen den Mitarbeiter des „Feuerbrand" ausgedrückt hatte. Von dem Mediziner vollends wollen wir besser schweigen: seine Tollheiten gingen über alle Grenzen hinaus. Wie war das nur möglich? Zuerst diese Scheu und Schüchternheit — und nun war alles aus Rand und Band! Wirklich, ein seltsamer Wechsel der Stimmung, der nichts Gutes zu versprechen schien. Als ob sie vollständig vergessen hätten, daß ein Iwan Ilitsch existirte. Natürlich lachte Iwan Ilitsch zu all den Tollheiten, ja er wagte sogar ab und zu einmal Beifall zu klatschen. Akim Petrowitsch sekundirte ihm in aller Ehrerbietung mit seinem munteren Kichern; er glaubte allen Ernstes, daß Se. Excellenz sich trefflich amüsirten und hatte keine Ahnung davon, welcher Wurm an deren hochgeborenem Herzen nagte.

„Sie tanzen ganz ausgezeichnet, junger Mann," bemerkte Iwan Ilitsch zu dem Studenten der Medizin, als dieser nach Beendigung der Quadrille an ihm vorüberging.

Der Student wandte sich kurz nach ihm um, schnitt ihm eine Grimasse, und indem er sein Gesicht in höchst ungezogener Weise ganz nahe an das des Generals brachte, krähte er aus voller Kehle wie ein Hahn. Die Grimasse des Mediziners war so überwältigend komisch und das Krähen so wunderbar natürlich gewesen, daß die ganze Gesellschaft in helles Lachen ausbrechen mußte.

Das war denn doch zu stark für Iwan Ilitsch: er erhob sich von seinem Platze und war eben im Begriff, einen unwiderruflichen Entschluß zu fassen, als plötzlich Pseldonymow nebst Mutter vor ihm auftauchten und ihn unter zahlreichen Verbeugungen zum Hochzeitsmahl baten.

„Väterchen, Excellenz,“ begann die Alte sich verneigend, „erzeigen Sie uns doch die Ehre, verachten Sie unsere Armuth nicht . . .“

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht . . .“ stotterte Iwan Ilitsch — „ich bin doch nicht deshalb . . . ich wollte soeben aufbrechen . . .“

In der That hielt er bereits seine Mütze in der Hand, ja er gab sich sogar, während er zu Pseldonymows Mutter sprach, sein heiligstes Ehrenwort, im nächsten Augenblick um jeden Preis aufzubrechen — und er blieb dennoch! Schon in der nächsten Minute schritt er, von Pseldonymow geführt, den übrigen Gästen voran, auf die Festtafel zu. Man wies ihm den Ehrenplatz am Tische an, und wiederum ward eine Flasche Champagner vor sein Couvert gestellt. Russische Sardinen und Branntwein standen zum Imbiß bereit. Iwan Ilitsch goß sich ein großes Glas voll und trank es in einem Zuge aus. Er hatte noch niemals in seinem Leben richtigen Branntwein getrunken. Es war ihm, als ob er von einem steilen Berge hinabglitte, als ob er immer schneller und schneller fiele und sich vergebens nach einem Gegenstande umschaute, an dem er sich hätte festhalten können.

Seine Lage ward in der That immer sonderbarer: es war, als ob das Schicksal seinen Spott mit ihm treiben wollte. Gott weiß, was innerhalb der letzten Stunde mit ihm geschehen war! Als er eintrat, war er bereit, die ganze Menschheit sammt allen seinen Untergebenen in brüderlicher Liebe an seine Brust zu drücken. Und kaum war eine Stunde vergangen, als er mit dem Gefühl der Bitterkeit im Herzen sich dessen bewußt ward, daß er diesen Pseldonymow sammt seiner Frau und seiner Hochzeit von ganzer Seele haßte und verfluchte. Und nicht genug daran: er sah es an Pseldonymows Mienen und Blicken, daß auch dieser ihn haßte, daß er am liebsten ausgerufen hätte: „Versink in den Boden, Verfluchter! Weshalb liegst Du uns auf dem Halse?" Alles das hatte er längst in Pseldonymows Augen gelesen.

Natürlich hätte sich Iwan Ilitsch noch jetzt eher die Hand abhauen lassen, als daß er es auch nur im Stillen eingestanden hätte, daß die Dinge sich wirklich so verhielten. Noch war der entscheidende Moment nicht gekommen, noch bewahrte er ein gewisses moralisches Gleichgewicht. Aber sein Herz, sein Herz hatte eine bange Ahnung, es lechzte nach Freiheit, nach Luft, nach Erlösung.

Er wußte sehr wohl, daß er längst hätte gehen müssen, daß alles ganz anders gekommen war, als er es sich vorgestellt hatte. „Weshalb bin ich denn gekommen?" fragte er sich, während er eine Sardine zum Munde führte. „Bin ich etwa gekommen, um zu essen

und zu trinken?" Er war der Verzweiflung nahe: bisweilen war er nicht abgeneigt, sich über seine vermeintliche Heldenthat lustig zu machen. Ja er fand es selbst fast unbegreiflich, weshalb er denn eigentlich hergekommen.

Wie aber sollte er sich aus der Schlinge ziehen? Ohne weiteres aufstehen und fortgehen — das ging nicht an; die Sache mußte einen Abschluß haben. Was würden die Leute wohl sagen! Er treibt sich in unanständiger Gesellschaft herum, wird es heißen. „Und sie werden Recht haben, wenn ich die Sache nicht zu Ende führe. Was wird zum Beispiel morgen — denn es wird sich ohne Zweifel sehr bald herumsprechen — Stepan Nikiforowitsch, was Semjon Iwanytsch sagen? Und in den Kanzleien, im Club, in den Familien — wie wird man da urtheilen? Nein, nein, ich darf nicht gehen, ohne ausgesprochen zu haben, weshalb ich gekommen, ohne die moralische Absicht, welche mich leitete, deutlich an den Tag gelegt zu haben . . . Ach, und dieser pathetische Augenblick will durchaus nicht kommen! Man beachtet mich nicht einmal — weshalb lachen sie nur? Sie sind so ausgelassen — als ob ihnen alle besseren Gefühle abhanden gekommen wären . . . Ja, ich hatte das ganze junge Geschlecht längst im Verdachte der Gefühllosigkeit . . . Ich muß bleiben, koste es, was es wolle. Bis jetzt haben sie getanzt, da ließ sich die Sache nicht recht einleiten, aber jetzt habe ich sie ja hier an der Tafel zusammen . . . Ich will von der Größe

Rußlands, von den brennenden Fragen, den Reformen sprechen — o, ich werde sie hinreißen! Vielleicht ist noch nichts verloren . . . Vielleicht ist die Wirklichkeit immer so . . . Hm, wie soll ich es nur anfangen, sie zu fesseln? Wie soll ich den Weg zu ihren Herzen finden? Ich bin wirklich ganz wirr im Kopfe . . . Was ist's denn eigentlich, das ihnen besonders am Herzen liegen könnte? . . . Wie, lachen sie da nicht? Doch nicht etwa über mich! Was will ich denn noch von ihnen? Weshalb gehe ich denn nicht? Warum bin ich so starrsinnig? . . ." Und ein tiefes, unerträglich schmerzhaftes Gefühl der Scham bemächtigte sich seiner Seele.

VI.

Aber es war einmal ein böser Stern, der über ihm stand, und eins fügte sich zum andern.

Kaum hatte er zwei Minuten am Tische gesessen, als ein furchtbarer Gedanke sich seiner bemächtigte: er ward plötzlich inne, daß er ganz schrecklich betrunken war, das heißt eben nicht bloß angeheitert, wie bisher, sondern vollständig betrunken. Schuld daran trug das Glas Branntwein, das er in einem Zuge geleert hatte. und das unmittelbar seine Wirkung zeigte. Er fühlte es an seinem ganzen Wesen, daß er endgiltig schwach wurde. Zwar war sein Muth ganz bedeutend gewachsen, aber sein Gewissen ließ sich nicht beschwichtigen und flüsterte ihm beständig zu: „Wie häßlich, wie häßlich, und . . . wie unanständig!" Seine Gedanken hatten

jeden Halt verloren, er war nicht im Stande, sie auf einen Punkt zu concentriren, und er fühlte ganz deutlich, wie sich plötzlich sein Inneres gleichsam in zwei Hälften gespalten hatte. Auf der einen Seite herrschte Wuth, die Begierde zu siegen, die Unterschätzung der Hindernisse und ein ganz verzweifeltes Vertrauen auf die endliche Erreichung des Zieles. Auf der andern Seite empfand er einen dumpfen, quälenden Schmerz in der Seele — als ob sich eine kranke Stelle an seinem Herzen befände. „Wie wird das enden? Was wird man dazu sagen? Was wird morgen sein, morgen, morgen! . . .“

Bisher hatte er nur eine Art dumpfes Vorgefühl davon gehabt, daß er unter den Gästen Feinde hatte. „Sie haben es vermuthlich übel genommen, daß ich nicht ganz nüchtern hierher gekommen bin,“ hatte er sich in quälendem Zweifel eingestanden. Wie mußte er nun erschrecken, als jenes Vorgefühl ihm plötzlich zur klaren, zweifellosen Erkenntniß wurde: ja, er hatte wirklich Feinde da am Tische, Feinde, die ihn verabscheuten, die ihn haßten!

„Aber weshalb? weshalb?“ fragte er sich.

Es saßen etwa dreißig Gäste an dem Tische; einige waren bereits vollkommen fertig. Die andern befleißigten sich eines nachlässigen, ungenirten Benehmens, das ihn peinlich berührte: sie schrieen, sprachen laut durcheinander, brachten vorzeitige Toaste aus und bombardirten sich gegenseitig mit Kugeln aus Brotteig. Einer der An=

wesenden, ein unansehnlicher Bursche in einem schmutzigen Ueberrock, war vom Stuhle gefallen, als er sich kaum zu Tisch gesetzt hatte, und blieb während des ganzen Abendbrots liegen. Ein zweiter wollte durchaus auf den Tisch klettern und einen Toast ausbringen, und nur mit Mühe gelang es dem Offizier, ihn bei den Rockschößen herunterzuziehen und seine vorzeitige Begeisterung zu mäßigen. Die Speisen waren einfach bürgerlich, wenn auch eigens zu dem Feste ein Koch gemiethet worden war: es gab Schweinsgallerte, Rindszunge, Cotelettes mit grünen Erbsen, Gänsebraten und zum Schluß weißes Gelée. Getrunken wurde Bier, Branntwein und Sherry. Champagner war einzig und allein für den General vorhanden, doch hielt dieser sich für verpflichtet, auch Akim Petrowitsch, der hier bei Tisch nichts mehr auf eigene Faust zu unternehmen wagte, davon einzuschenken. Die Festtafel war aus zahlreichen einzelnen Tischen, unter denen sich sogar ein Spieltisch befand, zusammengestellt. Gedeckt war mit mehreren Tischtüchern, unter denen sich auch ein farbiges, Jaroslaw'sches, befand. Die Gäste saßen in bunter Reihe durcheinander, je ein Herr neben einer Dame. Pseldonymows Mutter hatte sich nicht gesetzt, sie lief hin und her und traf die nothwendigen Anordnungen. Statt dessen erschien eine höchst unsympathische weibliche Person, die bis zu diesem Augenblicke unsichtbar gewesen war, auf der Bildfläche; sie trug ein röthliches Seidenkleid und eine thurmhohe Haube und hatte das Gesicht mit einem Tuche verbunden. Es stellte sich heraus, daß es die Mutter

der Braut war, die gegen Pseldonymow's Mutter ein Gefühl unversöhnlicher Feindschaft hegte und deshalb bisher unsichtbar geblieben war, sich aber doch endlich zur Theilnahme an dem Hochzeitsmahle hatte bewegen lassen. Dem General warf diese Dame einen bösartigen, gehässigen Blick zu — offenbar wollte sie ihm überhaupt nicht vorgestellt werden. Sie machte auf den General einen höchst verdächtigen Eindruck. Aber sie war nicht die einzige Person, die Iwan Ilitsch verdächtig erschien und ihm unwillkürlich Angst und Unruhe einflößte. Es kam ihm in der That so vor, als ob zwischen ihnen eine Verschwörung bestände, die gegen ihn gerichtet war. Diese Ueberzeugung wuchs mehr und mehr in ihm heran. Höchst verdächtig schien ihm zum Beispiel ein junger Mensch mit leichtem Bartansatz, offenbar ein Jünger der freien Künste; er hatte mehrmals zu Iwan Ilitsch hinübergeblickt und sich dann zu seinem Nachbar gewendet, um ihm irgend etwas ins Ohr zu flüstern. Ein anderer junger Mann, ein Gymnasiast, schien zwar schon vollständig betrunken, doch war er, nach mehreren Anzeichen zu schließen, gleichfalls zu fürchten. Auch der Student der Medizin erregte schlimme Befürchtungen in Iwan Ilitsch, ja selbst der Offizier schien ihm nicht ganz geheuer. Ganz besonders feindselig aber blickte der Mitarbeiter des „Feuerbrand" drein: wie er sich auf seinem Stuhle breit machte, wie stolz und hochnäsig er um sich schaute, wie er sich räusperte und schnaubte! Allerdings bemerkte Iwan Ilitsch, daß die übrigen Gäste diesem

Herrn durchaus keine besondere Aufmerksamkeit schenkten und ihm überhaupt nicht sehr zugethan schienen. Gleichwohl meinte er jedoch auf seiner Hut sein zu müssen, und als plötzlich dicht vor ihm eine Brotkugel niederfiel, die offenbar ihm gegolten hatte, da war er fest davon überzeugt, daß kein anderer wie der Mitarbeiter der unverschämte Schütze war, und er hätte seinen Kopf für diese Ueberzeugung hingegeben.

Alle diese Beobachtungen brachten ihn in eine fast weinerliche Stimmung. Noch unangenehmer war, was er, mehr oder weniger bewußt, an sich selber wahrnehmen mußte: er begann undeutlich zu sprechen, brachte die Worte nur mit Mühe hervor und konnte, obwohl er gar vieles, vieles hätte sagen mögen, seine Zunge nicht mehr recht lenken. Er vergaß plötzlich, was er sagen wollte, und — das Schlimmste von allem: er schlug zeitweise ohne jeden Anlaß ein Lachen an, wenn zum Lachen am allerwenigsten ein Grund vorlag. Dieser seltsame Zustand war nach dem ersten Glas Champagner eingetreten, das er sich aus der vor ihm stehenden Flasche eingegossen hatte; er hatte sich dagegen gesträubt, es zu trinken — und schließlich leerte er es doch in einem einzigen Zuge. Nach diesem Glas Champagner hätte er am liebsten aufschluchzen mögen. Eine ungemessene Gefühlsseligkeit überkam ihn dann auf einmal, er begann wieder zu lieben und hätte alle Welt, selbst Pseldonymow, selbst den Mitarbeiter des „Feuerbrand" umarmen mögen. Er wollte vergessen und vergeben, wollte sich mit allen versöhnen,

wollte ihnen offen alles, alles sagen, was für ein ausgezeichneter Mensch er sei, wie edel sein Herz, wie großartig seine Fähigkeiten seien ... wie er dem Vaterlande nützen würde, wie er die Damen zu unterhalten verstehe, namentlich aber, was für ein echter Mann des Fortschritts er sei und wie er, um der Humanität willen, bereit wäre, selbst zu den Aermsten und Elendesten hinabzusteigen. Zum Schluß wollte er ihnen dann alle Motive darlegen, die ihn bewogen hätten, uneingeladen zu Pseldonymow's Hochzeit zu kommen, zwei Flaschen Champagner bei ihm auszutrinken und ihn durch seinen Besuch zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen.

„Wahrheit vor allem, heilige Wahrheit und Aufrichtigkeit! Durch Aufrichtigkeit will ich ihre Herzen gewinnen. Sie werden mir Glauben schenken, ich weiß es bestimmt; sie messen mich jetzt mit feindlichen Blicken, aber ich werde ihnen alles offen darlegen, und ich werde sie beschämen, ihre Gemüther bezwingen. Sie werden ihre Gläser füllen und mit lautem Jubel auf meine Gesundheit trinken. Der Officier wird sogar, ich bin überzeugt davon, sein Glas an seinem Stiefelsporn zerschlagen. Es wäre auch ganz angebracht, wenn er ein Hurrah! ertönen ließe. Ja sie könnten mich sogar auf ihre Schultern heben — ich hätte nichts dagegen. Der Neuvermählten gebe ich einen Kuß auf die Stirn — sie ist ein reizendes Wesen. Auch Akim Petrowitsch ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Nun, und Pseldonymow wird sich bessern ... es fehlt ihm nur, sozusagen.

der weltmännische Schliff. Mag ihnen auch jede Herzlichkeit und rücksichtsvolle Weichheit fehlen, diesen Leuten der neuen Generation, so will ich doch . . . ja, ich will ihnen von der Bedeutung des heutigen Rußland im europäischen Staatenconcert sprechen, und auch von der Bauernfrage will ich ihnen sprechen, und . . . und sie werden mich alle liebgewinnen, und ich werde mit Ehren bestehen! . . .

Diese Gedanken waren natürlich recht angenehm, unangenehm aber war der Umstand, daß Iwan Ilitsch mitten in seinen rosigen Hoffnungen plötzlich an sich eine peinliche Entdeckung machte: die Entdeckung, daß er seine Sprachwerkzeuge nicht mehr in seiner Gewalt hatte und beim Sprechen seine Nachbarschaft anspie. Er bemerkte das zunächst an Akim Petrowitsch, der mit bespritztem Gesichte dasaß und sich aus Ehrerbietung nicht abzuwischen wagte. Iwan Ilitsch nahm plötzlich seine Serviette und wischte ihn selbst ab. Das erschien ihm jedoch schon im nächsten Augenblick so albern, daß er verstummte und sich über sich selbst zu wundern begann. Jetzt erst ward er dessen inne, daß er fast seit einer Viertelstunde zu Akim Petrowisch über irgend ein hochinteressantes Thema gesprochen hatte, während dieser ihm mit ängstlicher, verlegener, verwirrter Miene zugehört hatte, ohne ihm auch nur ein Wort zu erwidern. Auch Pseldonymow, der um einen Stuhl weiter saß, streckte seinen langen Hals aus und horchte mit seitwärts gelegtem Kopfe nach ihm hin, indem er eine höchst un=

angenehme Grimasse dabei schnitt — ganz so in der That, als ob er ihn wie ein gefährliches Thier bewachen wollte. Iwan Ilitsch ließ seinen Blick über die Gäste schweifen und bemerkte, daß viele gerade nach ihm hinsahen und aus vollem Halse lachten. Das Allersonderbarste aber war, daß alle diese Beobachtungen ihn durchaus nicht in Verlegenheit brachten, er nahm im Gegentheil noch einen Schluck aus seinem Glase und begann auf einmal mit lauter Stimme zu sprechen, so daß Alle es hören konnten:

„Ich sagte bereits," — so begann er laut und deutlich — „ich sagte bereits zu Akim Petrowitsch, meine Herren, daß Rußland . . . daß Rußland in der That . . . nun, mit einem Wort, Sie werden verstehen, was ich s — a — gen will . . . daß Rußland nach meiner tiefsten Ueberzeugung . . . in Hinsicht der Hu — Humanität . . ."

„Hu — Humanität!" tönte es vom anderen Ende des Tisches zurück.

„Hu — Hu!"

„Tu — Tu!"

Iwan Ilitsch hielt inne. Pseldonymow stand von seinem Stuhle auf und bemühte sich, die Störenfriede zu entdecken. Akim Petrowitsch suchte durch unwilliges Kopfschütteln die Gäste zu Anstand und Ordnung zu ermahnen. Iwan Ilitsch bemerkte seine Bemühungen sehr wohl und begriff auch ihre Bedeutung, doch war er nicht mehr zurückzuhalten.

„Der Humanität!“ fuhr er eigensinnig fort — „und ich sagte heute Abend bereits . . . sagte ich . . . zu Stepan . . . Niki — ki — forowitsch . . . ja . . . daß . . . daß die Neugestaltung, so zu sagen, der Dinge . . .“

„Excellenz!“ ließ sich von Neuem ein Schreier am anderen Ende der Tafel vernehmen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Iwan Ilitsch, indem er sich bemühte, denjenigen, von welchem der Zuruf ausgegangen war, herauszufinden.

„Durchaus nichts, Excellenz, ich habe mich hinreißen lassen, fahren Sie fort! Fahren Sie fort!“ lautete die Antwort.

Iwan Ilitsch zuckte förmlich zusammen.

„Die Neugestaltung, sozusagen, dieser selben Dinge . . .“

„Excellenz!“ ertönte dieselbe Stimme.

„Was wollen Sie?“

„Prosit!“

Diesmal verlor Iwan Ilitsch seine Fassung. Er brach seine Rede ab und wandte sich nach dem Ruhestörer um, der ihn beleidigt hatte. Es war ein ganz junger Gymnasiast, der vollständig angetrunken war und überhaupt einen höchst verdächtigen Eindruck machte. Er hatte schon lange gelärmt und sogar ein Glas und zwei Teller zerschlagen, indem er behauptete, daß dies bei einer Hochzeit so Brauch sei. Als der General sich eben nach ihm umgewandt hatte, war auch der Officier gerade im Begriff, ihn zurechtzuweisen.

„Was willst Du denn?“ sagte er — „was brüllst Du? Hinauswerfen sollte man Dich!“

„Lassen Sie sich nicht stören, Excellenz, lassen Sie sich nicht stören! Fahren Sie nur fort!“ schrie der junge Bursche, indem er sich auf seinem Stuhle lümmelte. „Fahren Sie fort, ich will zuhören, ich bin sehr zufrieden mit Ihnen — se — ehr zufrieden! Lobenswerth, wirklich lobenswerth!“

„Der Bengel ist betrunken!“ flüsterte Pseldonymow dem General zu.

„Ich sehe, daß er betrunken ist, indessen . . .“

„Ich habe soeben eiue Anekdote zum Besten gegeben, Excellenz,“ unterbrach ihn der Officier — „von einem Lieutenant unseres Truppentheils, der sich gegen seinen Vorgesetzten ähnlich benommen hat, und diesem Lieutenant ahmt er nun nach. Bei jedem Worte seines Vorgesetzten sagte er: ‚Lobenswerth, lobenswerth‘ — jener Lieutenant nämlich — und dafür wurde er aus dem Dienste entlassen. Es sind gerade jetzt zehn Jahre her.“

„Was für ein Lieutenant denn?“ fragte Iwan Ilitsch.

„Ein Lieutenant von unserm Truppentheil, Excellenz. Er verlor den Verstand über seinem ‚Lobenswerth.‘ Anfangs versuchte man es mit gelinden Mitteln, dann kam er in Arrest . . . Der Vorgesetzte suchte ihn durch väterliche Ermahnung zu bessern, er aber kam immer wieder mit seinem: ‚Lobenswerth! Lobenswerth!‘ zum Vorschein. Ein stattlicher Offizier sonst, neun Zoll hoch.

Er sollte vor ein Kriegsgericht kommen, doch stellte sich heraus, daß er verrückt war."

„Hm . . . ein Schulknabe also. Einen Knabenstreich darf man milder beurtheilen . . . und ich bin meinerseits bereit, zu verzeihen . . ."

„Es wurde das Urtheil medizinischer Sachverständiger eingeholt, Excellenz."

„Wie? Wurde er secirt?"

„Aber ich bitte Sie, er war doch noch am Leben!"

Eine laute Lachsalve erscholl von Seiten der Gäste, die sich bisher ziemlich anständig verhalten hatten. Iwan Ilitsch gerieth in Zorn.

„Meine Herren, meine Herren!" rief er laut — „ich weiß sehr wohl, daß man einen lebendigem Menschen nicht secirt . . . Ich glaubte, er wäre im Wahnsinn gestorben . . . er wäre todt gewesen . . . das heißt, ich will sagen . . . daß Sie mich hassen . . . ich aber liebe Sie alle . . . ja, ich liebe diesen Por . . . Porfiri . . . doch ich erniedrige mich, indem ich so spreche . . ."

In diesem Augenblicke flog eine große Speichelflocke aus Iwan Ilitsch's Munde auf das Tischtuch.

Pseldonymow beeilte sich, dieselbe mit seiner Serviette zu beseitigen. Dieses letzte Unglück gab Iwan Ilitsch den Rest.

„Meine Herren, das ist zu viel!" rief er in Verzweiflung.

„Es war ja nur dieser betrunkene Bengel, Excellenz!" suchte Pseldonymow ihn zu ermuthigen.

„Porfiri! Ich sehe, daß Ihr . . . alle . . . ja! Ich will sagen, daß ich hoffe . . . ja, ich fordere Sie alle mit einander auf, zu sagen, wodurch ich mich erniedrigt habe!“

Iwan Ilitsch war nahe daran zu weinen.

„Aber Excellenz, ich bitte Sie . . .“

„Porfiri, ich wende mich an Dich . . . Sag': wenn ich hierher gekommen bin . . . zu Deiner Hochzeit . . . dann hatte ich doch gewiß eine ganz bestimmte Absicht. Ich wollte sittlich erhebend einwirken . . . ich wollte, daß man fühle . . . Ich frage Sie alle: habe ich mich wirklich in Ihren Augen so tief erniedrigt oder nicht?“

Unheimliche Grabesstille folgte dieser kategorischen Frage. „Ach, wenn sie doch lieber schreien wollten!“ zuckte es Iwan Ilitsch durch den Kopf. Aber sie schrieen nicht, sondern blickten sich nur gegenseitig an.

Akim Petrowitsch saß halb lebend, halb todt da, und Pseldonymow, welchem die Angst die Kehle zuschnürte, wiederholte sich im Stillen die schreckliche Frage, die er sich an diesem Abend schon mehr als einmal gestellt hatte:

„O Gott, wie wird es mir morgen für alles das gehen!“

Plötzlich wandte sich der Mitarbeiter des „Feuerbrand,“ der bereits ziemlich stark angetrunken war, aber bisher in finstrem Schweigen auf seinem Stuhle verharrte, ohne Umstände an Iwan Ilitsch und sagte mit triumphirender Miene und donnernder Stimme, indem

er sich gewissermaßen zum Sprecher der ganzen Gesellschaft aufwarf.

„Ja, Sie haben sich erniedrigt, Sie sind ein Reaktionär . . . Ein Re — ak — ti — o — när!"

„Nehmen Sie das zurück, junger Mensch! Mit wem wagen Sie in solchem Tone zu sprechen?" schrie Iwan Ilitsch wüthend, indem er von seinem Stuhle aufsprang.

„Mit Ihnen, mein Herr, und dann merken Sie sich: ich bin kein junger Mensch . . . Sie sind gekommen, um sich wichtig zu machen und nach Popularität zu haschen . . ."

„Pseldonymow, was ist das!" rief Iwan Ilitsch ganz außer sich.

Pseldonymow war bereits aufgesprungen, aber der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt, und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Die Gäste saßen gleichfalls stumm und starr auf ihren Plätzen. Nur der Jünger der Kunst und der Gymnasiast klatschten Beifall und riefen: „Bravo! Bravo!"

Der Mitarbeiter fuhr mit unerbittlichem Grimme fort:

„Ja, Sie sind gekommen, um sich mit Ihrer Menschenliebe zu brüsten! Sie haben unsere harmlose Lustigkeit gestört. Sie haben Champagner getrunken, ohne sich klar zu machen, daß dieses Getränk für einen armen Beamten mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln unerschwinglich ist, ja ich vermuthe sogar, daß Sie zu jenen Vorgesetzten gehören, die nach den jungen Frauen ihrer Untergebenen lüstern sind . . . ja wohl, ja wohl . . .".

„Pseldonymow! Pseldonymow!“ schrie Iwan Ilitsch, indem er wie ein Ertrinkender nach seinem Registrator die Arme ausstreckte. Jedes Wort des Mitarbeiters war wie ein spitzer Dolch in sein Herz eingedrungen.

„Sogleich, Excellenz, beunruhigen Sie sich gefälligst nicht!“ rief Pseldonymow energisch aus, sprang auf den Mitarbeiter zu, faßte ihn am Kragen und zog ihn hinter dem Tisch hervor. Man hätte dem schwächlichen Pseldonymow nicht einmal so viel Muskelkraft zugetraut. Aber der Mitarbeiter war eben stark betrunken, während Pseldonymow vollkommen nüchtern war. Er gab ihm noch ein paar Rippenstöße und warf ihn zur Thür hinaus.

„Ihr seid alle mit einander Schurken!“ schrie der Mitarbeiter, „ich will Euch morgen alle zusammen im „Feuerbrand“ abkonterfeien . . .“

Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf.

„Excellenz! Excellenz!“ schrieen Pseldonymow, seine Mutter und noch etliche von den Gästen, indem sie sich in die Nähe des Generals drängten — „beruhigen Sie sich doch gütigst, Excellenz!“

„Nein, nein!“ schrie der General — „ich bin zu Grunde gerichtet! . . . Ich war gekommen . . . um Euch alle . . . brüderlich an's Herz zu drücken . . . und das ist Euer Dank für meine Liebe! . . .“

Er ließ sich kraftlos auf seinen Stuhl niedersinken, legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme — gerade in die Schüssel mit dem weißen Gelée. Ein unbeschreiblicher Schrecken bemächtigte sich der Hochzeits-

gäste. Eine Minute später erhob sich Iwan Ilitsch, offenbar in der Absicht, sich zu entfernen, aber er kam in's Schwanken, stolperte über ein Stuhlbein und schlug röchelnd auf den Boden hin . . .

Es ist eine Erscheinung, die man öfter bei Leuten beobachtet, welche sonst nicht trinken und sich gelegentlich berauschen. Sie behalten bis zum letzten Augenblick ihr klares Bewußtsein und stürzen dann plötzlich, wie von einer Sense gefällt, zusammen. Iwan Ilitsch lag wie todt da, jede Spur von Bewußtsein war von ihm gewichen. Pseldonymow fuhr sich mit den Händen in's Haar und erstarrte gleichsam in dieser Haltung. Die Gäste beeilten sich, so rasch als möglich aus dem Hause zu kommen, indem jeder in seiner Weise das Ereigniß des Abends besprach. Es war bereits gegen drei Uhr Morgens.

VII.

Da stand nun Pseldonymow über dem regungslosen Körper seines Vorgesetzten und grub seine Finger voll Verzweiflung in seine buschigen weißblonden Haare hinein. Seine Lage war eine schreckliche — weit schrecklicher, als man selbst nach den bisherigen Schilderungen annehmen würde. Ein kurzer Einblick in seine Lebensgeschichte wird seine Verzweiflung erklären.

Noch etliche Monate vor seiner Hochzeit war Pseldonymow dem Untergange nahe. Er stammte aus der

Provinz, wo sein Vater irgend eine dienstliche Stellung innegehabt hatte, jedoch in eine Untersuchung verwickelt worden und während derselben gestorben war. Mutter und Sohn waren nach Petersburg gezogen und nagten hier ein ganzes Jahr lang am Hungertuche, bis es endlich dem Sohne vor etwa fünf Monaten gelungen war, einen Posten mit zehn Rubeln monatlichen Gehalts zu bekommen. Dieser glückliche Zufall richtete Pseldonymow an Leib und Seele auf, doch blieb es trotzdem ein großes Kunststück, mit zehn Rubeln monatlich durch die Welt zu kommen. Er und seine Mutter waren auf dem ganzen Erdenrund die einzigen Träger des Namens Pseldonymow, und sie hielten treu zu einander und trugen Hunger und Frost, so gut es eben ging. Oft genug war Pseldonymow selbst mit dem Kruge nach dem Straßenbrunnen gegangen um seinen Durst zu stillen. Als Pseldonymow seine, Stelle erhalten hatte, richteten sie sich, so gut es ging, ein Winkelchen ein, und durch beispiellose Sparsamkeit — die Alte verdiente durch Waschen außer dem Hause ein paar Kopeken dazu — war es ihnen endlich gelungen, ein Paar Stiefel und einen Mantel für den Herrn Sohn anzuschaffen. Was mußte nicht Pseldonymow um seiner Armuth willen in der Kanzlei sich gefallen lassen! Mehr als einmal fragten seine Vorgesetzten, wann er zum letzten Male ein Bad genommen, und unter seinen Kollegen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß unter dem Kragen seiner Viceuniform sich ganze Nester von Wanzen befanden. Aber Pseldonymow besaß einen zähen, ausdauernden

Willen. Auf den ersten Blick machte er einen friedlichen, stillen Eindruck; seine Bildung war nicht weit her, und sprechen hörte man ihn fast niemals. Ob er überhaupt Gedanken hatte, oder ob er nicht vielleicht gar große Pläne in seinem Kopfe wälzte — wer möchte es entscheiden? Jedenfalls hatte sich in ihm eine instinktive, knorrige Entschlossenheit ausgebildet, die ihn aus seinen dürftigen Verhältnissen heraus auf einen bequemeren Lebensweg trieb. Nur ein einziges Wesen auf der Welt hatte er, das ihn liebte: seine Mutter. Auch sie war eine unermüdliche, arbeitsame und dabei gutherzige Frau. Und sie hätten vielleicht noch fünf oder sechs Jahre in ihrem Winkel gelebt und auf bessere Zeiten gewartet, wenn sie nicht zufällig mit dem verabschiedeten Titulärrath Mlekopitajew zusammengetroffen wären. Er kannte Pseldonymow und war seinem Vater für irgend etwas besonders verpflichtet gewesen. Er besaß etwas Kapital — nicht gerade viel, aber doch immerhin ein Kapital; wie viel es eigentlich war, vermochte niemand, weder seine Frau noch seine Kinder oder Verwandten, anzugeben. Er war ein dünkelhafter Mensch, dazu ein Trunkenbold und Haustyrann und überdies auf beiden Beinen lahm. Er hatte zwei Töchter, und eben die jüngere von ihnen war es, die er, einem plötzlichen Einfall folgend, Pseldonymow als Gattin zugedacht hatte. „Ich kenne ihn," meinte er, „sein Vater war ein guter Mensch, und auch der Sohn wird ein guter Mensch sein." Und Mlekopitajew führte aus, was er wollte: Gesagt, gethan, hieß es bei ihm. Er war in

der That ein sonderbarer Heiliger. Sein Leiden fesselte ihn den Tag über an den Sessel, hinderte ihn jedoch nicht, Branntwein zu trinken. Er trank den ganzen Tag und schimpfte ganz entsetzlich. Er war bösartig von Natur und mußte immer jemanden um sich haben, den er beständig quälen konnte. Einzig aus diesem Grunde hatte er einige weibliche Verwandte bei sich aufgenommen, und zwar seine Schwester, eine kranke, zänkische Person, ferner zwei Schwestern seiner Frau, gleichfalls bösartige, keifsüchtige Geschöpfe, und eine bejahrte Tante, der bei irgend einer Gelegenheit eine Rippe zerbrochen worden war. Außerdem gab er noch einer geborenen Deutschen, die sich jedoch ganz in russische Verhältnisse eingelebt hatte, das Gnadenbrot, und zwar aus dem Grunde, weil sie ihm die Märchen aus Tausend und einer Nacht sehr hübsch zu erzählen wußte. Sein Hauptvergnügen bestand darin, alle diese unglücklichen Wesen zu verhöhnen und jeden Augenblick, bei dem ersten besten Anlaß, sich in Schimpfreden über sie zu ergehen, während jene ebenso wie seine Frau, die mit Zahnschmerzen auf die Welt gekommen war, sich dabei mäuschenstill verhalten mußten. Er stiftete Zank und Streit unter ihnen, brachte allerhand Klätschereien auf und schürte so lange, bis sich die ganze Weiberschaar gegenseitig in die Haare gerieth, was ihm eine ganz unbändige Freude bereitete. Er war ganz entzückt, als seine ältere Tochter, die zehn Jahre lang in einer unglücklichen Ehe mit einem Offizier gelebt hatte und darauf Wittwe geworden war, mit ihren drei kleinen,

kränklichen Kindern zu ihm übersiedelte. Er konnte seine Enkel durchaus nicht leiden, aber sie vermehrten doch immer die Schaar, an der er tagtäglich seine Bosheit auslassen konnte, und das genügte dem liebenswürdigen Großvater vollkommen. Dieser ganze Haufe von bösartigen Weibern und kranken Kindern drängte und stieß sich in der alten hölzernen Baracke, aß sich nicht satt, weil der Hausherr geizig war und nur für seinen Branntwein etwas übrig hatte, und schlief auch nicht gehörig aus, weil er an Schlaflosigkeit litt und, um sich selbst Zerstreuung zu verschaffen, die andern im Schlafe störte. Es war mit einem Wort ein wahres Jammerleben, das alle miteinander verfluchten. Da geschah es, daß Mlekopitajew sein Auge auf Pseldonymow warf: seine lange Nase und sein ruhiges Wesen hatten Eindruck auf ihn gemacht. Seine jüngere Tochter hatte gerade das siebzehnte Jahr vollendet. Sie hatte irgend einmal eine Schule besucht, aber dort kaum mehr als das Alphabet gelernt. Unter dem Stocke des gelähmten, ewig betrunkenen Vaters war sie mitten in dem Chaos häuslicher Klätscherei, Spionage und Ohrenbläserei als ein schwächliches, scrophulöses Geschöpf aufgewachsen. Freundinnen hatte sie nie besessen, Verstand war ihr von Natur versagt. In Gesellschaft war sie wortkarg, dafür aber zu Hause so zänkisch und bissig wie eine Wespe. Sie liebte es namentlich, die Kinder ihrer Schwester zu kneifen, mit Kopfnüssen zu traktiren und sie zu verklatschen, wenn sie Brot oder Zucker genascht hatten, woraus natürlich

ein endloser, hartnäckiger Kleinkrieg mit der älteren Schwester entstanden war. Heirathslustig war sie schon lange, bevor noch der Alte sie Pseldonymow angetragen hatte. Wie kläglich auch dessen Verhältnisse waren, so ging er doch nicht sogleich auf den Vorschlag Mlekopitajew's ein, sondern bat sich erst einige Bedenkzeit aus. Lange berieth er sich mit seiner Mutter; der Umstand jedoch, daß das Haus auf den Namen der Braut eingeschrieben werden sollte, und daß Mlekopitajew seiner Tochter noch obendrein eine Mitgift von vierhundert Rubeln versprach, gab schließlich den Ausschlag. Vierhundert Rubel — wie lange würde er warten müssen, bis er sie selbst gespart hätte! Und wenn das Haus auch nur eine einstöckige alte Holzbaracke war, so besaß es doch immer seinen Werth. Der alte Sonderling hatte ihm klaren Wein eingeschenkt: „Weshalb nehme ich einen Mann in's Haus?" hatte er in Pseldonymow's Gegenwart geäußert. „Erstens, weil Ihr alle Weiber seid, und weil mir diese ewige Weibergesellschaft lästig ist. Ich will, daß auch Pseldonymow nach meiner Pfeife tanzt, weil ich doch sein Wohlthäter bin. Zweitens nehme ich ihn deshalb, weil Ihr alle dagegen seid und Euch darüber ärgert. Euch zum Trotz thu' ich's, und was ich gesagt hab', dabei bleibt's. Du aber, Porfirka, hau sie, wenn sie Dein Weib ist; sieben Teufel stecken ihr von Geburt an im Leibe. Treib sie ihr alle aus, einen Krückstock will ich Dir schon geben. . . ."

Pseldonymow hatte auf diese Worte nichts erwidert, sein Beschluß war bereits gefaßt: er heirathete. Noch

vor der Hochzeit nahm Mlekopitajew ihn sammt seiner Mutter in's Haus. Er gab ihm Geld, damit er sich equipire und die Hochzeit ausrichte.

Er nahm sie ganz unter seinen Schutz, vielleicht gerade deshalb, weil alle übrigen Familienmitglieder ihnen feindlich gesinnt waren. An Pseldonymows Mutter fand er sogar Gefallen, so daß er sich ihr gegenüber seiner Sticheleien enthielt. Pseldonymow selbst mußte ihm freilich eine Woche vor der Hochzeit einen Kosakentanz vortanzen.

„Nun, es ist genug," hatte er nach Beendigung des Tanzes zu ihm gesagt, „ich wollte nur sehen, ob Du Dich mir gegenüber nicht vergessen würdest." Das Geld, das er zur Hochzeit bewilligt hatte, reichte zu diesem Zweck gerade aus: nicht eine Kopeke war übrig geblieben. Die Gäste bestanden zumeist aus Bekannten und Verwandten Mlekopitajews; von Pseldonymows Seite waren nur der Mitarbeiter des „Feuerbrand" und Akim Petrowitsch geladen. Pseldonymow wußte sehr wohl, daß die Braut gegen ihn eine Abneigung hegte und weit lieber den langen Offizier geheirathet hätte, als ihn; aber er hatte sich entschlossen, alles zu ertragen — so war es einmal zwischen ihm und seiner Mutter abgemacht. Mlekopitajew hatte am Hochzeitstage von früh bis spät die abscheulichsten Schimpfreden im Munde geführt und dazu beständig getrunken. Die ganze Familie drängte sich in den dumpfen, engen Hinterstuben zusammen, während die vorderen Räume für den Ball

und das Festmahl bestimmt waren. Der Alte war schließlich gegen elf Uhr, fast vollständig betrunken, zu Bette gegangen, und die Mutter der Braut hatte sich eben entschlossen, ihre Feindschaft gegen Pseldonymows Mutter auf einige Zeit zu vergessen und unter den Festgenossen zu erscheinen, als der unerwartete Eintritt des Generals alles wieder vereitelt hatte. Madame Mlekopitajew spielte die Beleidigte und begann darüber zu schelten, daß man sie von der Ankunft des Generals nicht vorher unterrichtet habe. Man suchte ihr klar zu machen, daß Iwan Ilitsch uneingeladen gekommen sei, aber sie war so beschränkt, daß sie das durchaus nicht einzusehen vermochte. Als der Champagner geholt werden sollte, fand es sich, daß Pseldonymows Mutter nur einen einzigen Rubel und Pseldonymow selbst nicht eine einzige Kopeke besaß. Es blieb nichts weiter übrig, als sich an Frau Mlekopitajew zu wenden und ihr klar zu machen, welche Wichtigkeit der Besuch des Generals für Pseldonymows dienstliche Beziehungen, für seine Carriere 2c. haben würde. Sie rückte endlich mit dem Gelde heraus, doch kostete die Sache den armen Pseldonymow so viel Schweiß und Galle, daß er mehr als einmal seine Zuflucht in der Brautkammer suchen mußte, sich in ohnmächtigem Ärger die Haare raufte und seinen armen Kopf in den Kissen barg, welche eigentlich dazu bestimmt waren, ihm ein Paradies auf Erden zu bereiten.

Nein, Iwan Ilitsch hatte wirklich keine Ahnung davon, wie theuer die beiden Flaschen Jackson, die er

an diesem Abend getrunken hatte, den armen Registrator zu stehen kamen. Und wie groß war nun der Schrecken, die Angst und die Verzweiflung Pseldonymows, als der Besuch Sr. Excellenz einen so unerwarteten Abschluß fand! Er vergegenwärtigte sich die Thränen nnd das Winseln seiner launischen jungen Gattin und die Vorwürfe ihrer unvernünftigen Familie, die ihm noch bevorstanden, und es ward finster vor seinen Augen. Aber Iwan Ilitsch brauchte Hilfe, er mußte einen Arzt holen, oder einen Wagen, der den General nach Hause brachte — einen richtigen Wagen, denn einer einfachen Schlittendroschke durfte er eine solche Persönlichkeit in einem solchen Zustande doch nicht anvertrauen. Einen Wagen um drei Uhr des Nachts! Und woher sollte er das Geld dazu nehmen? Frau Mlekopitajew, die ganz außer sich darüber war, daß der General während des Abendbrots auch nicht ein Wort mit ihr gewechselt und sie nicht einmal eines Blickes gewürdigt hatte, erklärte rund heraus, daß sie nicht eine Kopeke mehr hätte. Vielleicht hatte sie auch wirklich nichts mehr. Was sollte nun geschehen? Woher den Wagen beschaffen? Ach, es war in der That alle Ursache vorhanden, sich die Haare zu raufen.

Iwan Ilitsch wurde zunächst auf das kleine Ledersopha gelegt, das sich in dem Gastzimmer befand. Während die Tafel abgeräumt ward und die einzelnen Tische, aus denen sie bestand, hinweggetragen wurden, suchte Pseldonymow in allen Ecken, selbst bei den Dienstboten, Geld aufzutreiben, jedoch vergeblich. Er wagte

sogar Akim Petrowitsch, der länger als die anderen geblieben war, um ein Darlehn zu bitten; als jedoch dieser hörte, daß es sich um Geld handelte, gerieth er förmlich in Schrecken, entschuldigte sich in ziemlich alberner Weise: „Ein andermal . . . mit Vergnügen . . . aber jetzt . . .“ und verließ so rasch als möglich das Haus. Nur der gutherzige blonde Jüngling, der die Anekdote von dem „Traumbuch“ zum Besten gegeben hatte, war noch bei Pseldonymow geblieben, doch war auch dessen Hilfe nicht weit her. Man hatte sich endlich in einer Berathung, an welcher Pseldonymow, dessen Mutter und der Blonde theilgenommen, darüber geeinigt, nicht einen Arzt, sondern einen Wagen zu holen, der den Kranken nach Hause bringen sollte, inzwischen jedoch wollte man kalte Umschläge in Anwendung bringen. Diese Sorge übernahm Pseldonymows Mutter, während der junge Mann den Wagen holte. Er mußte weit laufen, bis er endlich in einem Fuhrhofe einen Droschkenkutscher fand, der bereit war, um diese Stunde sein Pferd aus dem Stalle zu ziehen und ihm zu folgen. Der Kutscher verlangte fünf Rubel, doch einigte man sich schließlich auf drei. Als endlich kurz vor vier Uhr der Wagen vor Pseldonymows Hause angelangt war, stellte es sich heraus, daß der ursprüngliche Beschluß nicht aufrecht zu erhalten war. Iwan Ilitsch, der noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen war, befand sich in einem so jämmerlichen Zustande, daß es vollkommen unmöglich schien, ihn nach Hause zu transportiren. „Was soll daraus werden, was

soll daraus werden?" fragte sich der gänzlich entmuthigte Pseldonymow. Wo sollte man den General hinlegen, wenn er durchaus im Hause bleiben mußte? Im ganzen Hause befanden sich nur zwei Betten: das große zweischläfrige Bett des Ehepaares Mlekopitajew, und ein ebensolches, neuangeschafftes Bett für das junge Paar. Die übrigen Bewohner oder vielmehr Bewohnerinnen des Hauses schliefen auf der Diele, in unansehnlichen Laken und Betten. Ein paar Kissen hätten sich allenfalls noch gefunden — man hätte sie einfach den Schläferinnen weggenommen — wo aber sollte man für den Kranken eine Ruhestätte aufschlagen? Am besten hätte es sich noch im Saale machen lassen, da dieser von dem „Schooße der Familie" am weitesten entfernt war und einen besonderen Ausgang hatte. Aber durfte man denn eine Person wie Iwan Ilitsch auf Stühlen betten, wie einen Gymnasiasten, der über Sonntag nach Hause kommt? Was würden Sr. Excellenz am Morgen beim Erwachen sagen, wenn sie sich plötzlich auf Stühlen liegend fänden? Von Stühlen wollte Pseldonymow auf keinen Fall etwas wissen, und so blieb nichts weiter übrig, als den Kranken auf das Brautbett der jungen Eheleute zu tragen. Dieses Brautbett war in einer kleinen Kammer dicht neben dem Eßzimmer aufgeschlagen. Auf der neugekauften Matratze waren weiße Linnen ausgebreitet, und die neuen rothen Inlete, die weißen Mousselinbezüge mit dem zierlichen Rüschenbesatz, sowie die rosenfarbige, mit Stickereien versehene Atlasdecke bildeten ein recht geschmackvolles Ganzes

Von der Decke senkten sich überdies noch die zarten, oben durch einen goldenen Ring zusammengehaltenen Musselinvorhänge herab. Alles war, mit einem Wort, ganz reizend eingerichtet, und die Gäste, die fast alle die Brautkammer in Augenschein genommen hatten, waren mit den Anordnungen recht zufrieden gewesen. Die junge Ehefrau hatte sich, obschon sie Pseldonymow durchaus nicht leiden konnte, doch bereits mehrmals in aller Heimlichkeit hineingeschlichen, um sich an dem hübschen Anblick, den das Kämmerchen darbot, zu erfreuen. Unwillig vernahm sie nun, daß man ihr Hochzeitsbett zum Lager für einen Kranken bestimmt hatte, der an einer Art Cholerine zu leiden schien. Die Mutter der Neuvermählten trat natürlich auf die Seite der Tochter, half ihr schimpfen und drohte, sich am Morgen bei ihrem Gatten zu beklagen; aber Pseldonymow blieb mannhaft bei seinem Entschlusse, und so wurde Iwan Ilisch in das Brautbett gebracht, während für das junge Ehepaar im Saale ein Lager auf Stühlen hergerichtet wurde. Die junge Frau schluchzte und jammerte und hätte am liebsten auch kneifen mögen, doch wagte sie nicht, sich zu widersetzen: sie fürchtete den Krückstock des Alten, der ihr nur zu gut bekannt war, und wußte, daß der Herr Papa am nächsten Morgen unweigerlich strenge Rechenschaft von ihr fordern würde. Um sie zu trösten, brachte man ihr wenigstens die Atlasdecke und die Kissen mit den Musselinbezügen. Eben waren alle diese Einzelheiten geordnet, als der Wagen vorfuhr. Pseldonymow erklärte, daß er vollständig

bankerott sei. Der junge Mann, der das Fuhrwerk besorgt hatte, war in der höchsten Verzweiflung: er sollte es selbst bezahlen, und er hatte doch noch nie im Leben einen Heller besessen. Man versuchte es, den Kutscher zu vertrösten, der aber erhob einen Heidenlärm und begann heftig an die Fensterläden zu klopfen. Schließlich setzte sich der hilfsbereite Jüngling in den Wagen zurück, und ließ sich nach einem entlegenen Stadttheil fahren, um wenn möglich von einem dort wohnenden Bekannten das Geld zu entleihen. Welchen Erfolg diese Fahrt gehabt, hat die Geschichte zu berichten vergessen.

VIII.

Es war bereits fünf Uhr Morgens, als das junge Ehepaar sich endlich in dem Saale allein sah. Pseldonymows Mutter hatte ihr Nachtlager vor dem Bett des Kranken aufgeschlagen — da lag sie auf einem kleinen, schmalen Teppich, mit einem kurzen Pelze bedeckt, aber von Schlaf war keine Rede. Sie mußte jeden Augenblick aufstehen, um nach dem armen Iwan Ilitsch zu sehen, bei dem sich furchtbare Magenbeschwerden eingestellt hatten. Die resolute Alte pflegte ihn wie ihren eigenen Sohn, sie hatte ihn vollständig entkleidet und trug die ganze Nacht über die nöthigen Gefäße nach dem Corridor hinaus und wieder in das Schlafzimmer zurück. Aber das Unglück dieser Nacht sollte mit der Erkrankung des Generals noch nicht beendet sein.

Noch waren die Neuvermählten keine zehn Minuten in dem Saale eingeschlossen, als plötzlich aus demselben ein ohrenzerreißender Lärm ertönte — kein Freudengeschrei, sondern ein ganz bösartiges, häßliches Kreischen, vermischt mit dem Stürzen und Poltern eines halben Dutzend Stühle. Unmittelbar darauf wurde die Saalthür aufgerissen — die nach Brauch und Sitte von außen verschlossen worden war — und eine Schaar von erschrockenen und jammernden Weibern in allen möglichen Nachtgewändern stürzte in das dunkle Gemach. Die Mutter der jungen Frau, ihre Schwester, ihre drei Tanten, ja sogar die Großtante mit der zerbrochenen Rippe — sie alle waren plötzlich zur Stelle. Auch die Köchin war da, und selbst die deutsche Märchenerzählerin, der man ihr weiches Unterbett, das beste im ganzen Hause und ihr einziges Besitzthum, im Interesse der Neuvermählten unter dem Rücken fortgezogen hatte — selbst diese hatte sich eingefunden. Alle diese ehrenwerthen Damen waren bereits vor einer Viertelstunde auf Strümpfen herbeigeschlichen und hatten, von einer ganz unbegreiflichen Neugier gepeinigt, voll Spannung an der Thür gelauscht, welche den Saal von dem Vorzimmer trennte. Ein Licht ward angezündet, und nun bot sich den Eingetretenen ein unerwartetes Schauspiel: die beiden Stuhlreihen, welche der ihnen anvertrauten Last nicht gewachsen waren, hatten sich verrückt, und die Betten waren durch den entstandenen Spalt zu Boden geglitten. Die junge Frau schluchzte laut vor Aerger

und Wuth: diesmal war sie wirklich in der Tiefe ihres Herzens gekränkt. Pseldonymow war moralisch vernichtet — er stand da wie ein Verbrecher, den man auf frischer That ertappt hat. Er machte nicht einmal den Versuch, sich zu rechtfertigen. Lautes Kreischen und Jammern ertönte von allen Seiten. Auch Pseldonymows Mutter wurde durch den Lärm herbeigelockt, aber Frau Mlekopitajew behielt diesmal die Oberhand. Sie überschüttete den armen Pseldonymow mit einer Fluth von sonderbaren, größtentheils ungerechten Vorwürfen, etwa von der Art: „Wozu taugst Du denn eigentlich? Uns solche Schande zu machen! Du willst ein Mann sein?“ u. s. w., und indem sie ihre Tochter an der Hand nahm, führte sie dieselbe nach ihren eigenen Gemächern hin, womit sie jegliche Verantwortung gegenüber dem gestrengen Herrn Papa auf ihr eigenes Haupt nahm. Auch die übrige Damengesellschaft entfernte sich unter mißbilligendem Kopfschütteln und entrüstetem Staunen. Nur die alte Pseldonymowa blieb bei ihrem Sohne und versuchte ihn zu trösten, er aber schickte sie ohne Weiteres hinaus und blieb allein in dem Saale.

Nein, er war nicht zu trösten. Er schleppte sich nach dem Sopha und blieb in finsterem Brüten — so wie er war, nur mit dem Nothwendigsten bekleidet, — sitzen. Es war ihm so wirr im Kopfe, die Gedanken liefen zusammenhangslos durch einander. Von Zeit zu Zeit ließ er seine Augen mechanisch durch den Saal schweifen, in dem erst vor Kurzem der frohe Lärm der Tanzenden

verklungen war. Die Cigarrettenenden und Bonbonhüllen lagen immer noch auf dem feuchten, schmutzigen Fußboden umher, und der Tabakdunst erfüllte noch immer die Luft. Die umgestürzten Stühle, welche aus den Ruinen des Brautlagers emporragten, zeugten von der Vergänglichkeit der schönsten, scheinbar wohlbegründetsten irdischen Hoffnungen und Träume. Fast eine Stunde lang blieb Pseldonymow so, von düstren Gedanken gequält, auf dem Sopha sitzen. Was erwartete ihn jetzt im Dienst? Daß er sich um jeden Preis eine andere Stelle suchen mußte, daß er nach den Ereignissen dieses Abends nicht mehr in seinem jetzigen Ressort bleiben durfte, war ihm jedenfalls vollkommen klar. Auch über sein Verhältniß zu Mlekopitajew mußte er nachdenken: wie, wenn dieser, um seine Folgsamkeit zu erproben, morgen wieder den Kosakentanz von ihm verlangen würde? Zwar hatte er fünfzig Rubel zur Hochzeit hergegeben — die natürlich vollständig draufgegangen waren — aber von der Auszahlung der versprochenen Vierhundert war noch nicht ein Wort gesprochen worden. Auch das Haus war noch nicht formell auf den Namen der jungen Frau eingeschrieben. Was diese selbst anlangte, so gab sie ihm gleichfalls zu denken: wie konnte sie ihn in dem kritischsten Moment seines Lebens im Stiche lassen und mit ihrer Mutter gehen? Auch der lange Officier kam ihm wieder in den Sinn: er hatte wohl bemerkt, wie er der jungen Frau den Hof gemacht hatte und sogar einmal vor ihr niedergekniet war. Er

gedachte der sieben Teufel, die nach dem Zeugniß ihres eigenen Vaters in ihr sitzen sollten, und des Krückstocks, der zur Austreibung jener unreinen Geister nöthig war. Er hatte sich auf mancherlei gefaßt gemacht und die Kraft in sich gefühlt, gar Vieles zu ertragen; aber das Schicksal hatte ihm nun so viele Ueberraschungen bereitet, daß er schließlich an seiner eigenen Kraft zu zweifeln begann.

Das Stümpfchen Talglicht, welches den Saal nothdürftig beleuchtet hatte, begann zu verlöschen. Sein flackerndes Licht fiel gerade auf Pseldonymows Profil und warf es in kolossalem Maßstabe an die Wand: es lag fast etwas Beängstigendes in diesem vorgestreckten Hals, dieser langen Habichtsnase und den beiden Haarbüscheln in der Stirn und im Nacken. Als bereis die Morgenkühle durch das Zimmer wehte, erhob er sich endlich zitternd und in der Seele verstummt, schleppte sich zu dem Bett zwischen den Stühlen, kroch auf allen Vieren, ohne irgend etwas zurechtzurücken oder sich selbst ein Kissen unter den Kopf zu legen, auf das Lager und fiel in jenen bleiernen, todesähnlichen Schlaf, der die zur Hinrichtung Verurtheilten in der letzten Nacht vor dem Tode befallen soll.

Nichts aber glich den furchtbaren Qualen, welche Iwan Ilitsch Pralinski auf dem Brautlager des unglücklichen Pseldonymow zu ertragen hatte. Kopfschmerz, Erbrechen und die übrigen unangenehmen Symptome seines Zustandes hatten sich eingestellt und peinigten

ihn eine Zeit lang ganz erschrecklich. Wie ein flackerndes Licht erhellte das halb erwachte Bewußtsein sein Gehirn und ließ ihn in einen so schauerlichen, mit so düstern und widerwärtigen Bildern erfüllten Abgrund blicken, daß er am liebsten überhaupt nicht mehr zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Seine Vorstellungen waren wirr und ohne Zusammenhang. So erkannte er wohl die Mutter Pseldonymows, er hörte ihre wohlgemeinten Ermahnungen: „Dulde mein Täubchen, halt aus, Väterchen, Geduld bringt Huld —" aber er vermochte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, wie sie eigentlich neben sein Bett kam. Häßliche Traumbilder tauchten in seiner Seele auf, namentlich trat ihm Semjon Iwanytsch häufig vor Augen, und wenn er dann genauer hinsah, so war es nicht Semjon Iwanytsch, sondern Pseldonymows Nase. Auch der Jünger der freien Künste und der Offizier und die Alte mit dem verbundenen Gesichte drängte sich in seine Vorstellung. Ganz besonders jedoch nahm der goldene Ring über seinem Haupte, welcher die Bettvorhänge festhielt, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Bei dem Scheine des Talglichts, durch welches das Zimmer erhellt ward, konnte er ihn ganz deutlich unterscheiden, und er hätte gar zu gern erfahren, welchen Zweck, welche Bedeutung dieser Ring eigentlich hatte. Er versuchte mehrmals, die Alte danach zu fragen, doch brachte er nur unklares Zeug heraus, das jene nicht verstand. Endlich, bereits gegen Morgen, hörte sein Magen auf zu revoltiren, und er verfiel in einen

festen, traumlosen Schlaf. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als er zu klarem Bewußtsein erwachte; ein unerträglicher, dumpfer Kopfschmerz peinigte ihn, und ein ganz abscheulicher Geschmack auf der Zunge — die ihm wie ein trockenener Tuchlappen im Munde hing — erinnerte ihn nur zu lebhaft an die Ursache seines traurigen Zustandes. Er richtete sich im Bette auf, blickte um sich und verfiel in Nachsinnen. Der beginnende Tag drang mit mattem Schimmer durch die schmale Spalte zwischen den geschlossenen Fensterläden und fiel zitternd auf die Wand. Es war gegen sieben Uhr Morgens. Als nun Iwan Ilitsch sich plötzlich alles vorstellte, was ihm in den letzten Stunden begegnet war; als er sich all der Einzelheiten — der häßlichen Vorkommnisse bei der Hochzeitstafel, seiner verunglückten Heldenthat, seiner Tischrede erinnerte; als ihm mit einem Male ganz erschrecklich deutlich wurde, welche Folgen alle diese Dinge haben konnten — was man über ihn denken und sagen würde; als er schließlich um sich schaute und bemerkte, in welchen traurigen Zustand er das friedliche Brautbett seines Untergebenen versetzt hatte — — o, da ergriff tödliche Scham sein Herz, und er empfand plötzlich einen so furchtbaren Schmerz in seiner Seele, daß er laut aufschrie, sein Gesicht mit den Händen bedeckte und voll Verzweiflung auf sein Kissen zurücksank. Eine Minute später war er auf den Beinen, seine Kleider lagen gesäubert und geordnet auf einem Stuhle neben dem Bett, und auf einem zweiten Stuhle

lag sein Pelz nebst der Mütze und den gelben Handschuhen in der Mütze. Er sah sich ängstlich um und begann sich so rasch als möglich anzukleiden, um womöglich unbemerkt zu entschlüpfen. Aber plötzlich ging die Thür auf, und herein trat die alte Pseldonymowa, mit dem Waschgeschirr in der Hand und einem reinen Handtuch über der Schulter. Sie stellte das Waschgeschirr auf einen Stuhl und eröffnete dem General ohne Umschweife, daß er sich auf alle Fälle waschen müsse, bevor er ginge.

„Wasch' Dich nnr, Väterchen, Du kannst doch nicht ungewaschen gehen. . . .“

Und in diesem Augenblick ward Iwan Ilitsch sich dessen bewußt, daß, wenn es irgend ein menschliches Wesen auf der Welt gab, vor dem er sich nicht zu schämen noch zu fürchten brauchte, jedenfalls die Alte vor ihm dieses Wesen war. Er folgte ihrem Geheiß und wusch sich Und lange noch gedachte er später, in trüben Stunden des Nachdenkens und Grübelns, dieser Scene des Erwachens mit allen einzelnen Umständen: des Waschbeckens von Fayence, mit dem kalten Wasser, in welchem noch die kleine Eisschollen schwammen, und des ovalen Stückchens Seife in dem rosa Papier, das jedenfalls für den Gebrauch der Neuvermählten bestimmt war, und der freundlichen Alten mit dem damastenen Handtuch auf der linken Schulter. Das kalte Wasser hatte ihn erfrischt, er trocknete sich Gesicht und Hände, und ohne der barmherzigen Schwester, die ihn gepflegt,

auch nur ein Wort des Dankes zu sagen, nahm er seine Mütze und den Pelz, welchen die Pseldonymowa ihm hinreichte, um durch den Corridor, die Küche und den Hof auf die Straße zu eilen. Eine Katze schnurrte in der Nähe des Heerdes, und die Köchin richtete sich auf ihrem Strohlager empor, um dem Enteilenden neugierig nachzublicken. Iwan Ilitsch stieg in die erste Droschke, die ihm begegnete. Es war ein frostiger Morgen, die Häuser waren noch in einen kalten, gelblichen Nebel gehüllt. Iwan Ilitsch zog seinen Pelzkragen hoch. Er wähnte, daß alle Welt nach ihm hinsehe, daß alle Welt ihn kenne und erkenne. . . .

Acht Tage lang verließ er seine Wohnung nicht, erschien er nicht im Dienste. Er war krank, schwer krank, doch war sein Leiden mehr ein sittliches, als ein körperliches. Eine ganze Hölle von Qualen war es, die er in diesen acht Tagen kennen lernte, und sie werden ihm jedenfalls auf jener Welt in Anrechnung gebracht werden. Es gab Augenblicke, in denen er allen Ernstes daran dachte, in ein Kloster zu gehen und Mönch zu werden, ja seine Phantasie schwelgte sogar mit Vorliebe in diesen Gedanken. Er stellte sich den leisen unterirdischen Gesang, das offene Grab, das Leben in der einsamen Zelle, die Wälder und Höhlen vor; sobald er jedoch aus solchen Träumereien erwachte, erkannte er sie als ganz erschrecklichen Unsinn, als eine Uebertreibung, deren er sich schämte. Dann kamen jene moralischen Anfälle, die seine verfehlte Existenz zum Gegenstande hatten.

Darauf ergriff ihn wieder ganz plötzlich ein heftiges Schamgefühl, welches seine ganze Seele erfüllte und ihn wie mit innerem Feuer peinigte. Entsetzen packte ihn, wenn die Erinnerung ihm all die Bilder der schrecklichen Nacht vor Augen brachte. Was wird man sagen und denken, wenn er wieder in der Kanzlei erscheint, welches Geflüster und Geklätsch wird ihn verfolgen — ein Jahr lang, zehn Jahr lang, sein ganzes Leben lang! Sein Erlebniß wird als Anekdote auf zukünftige Geschlechter übergehen. Bisweilen verlor er sogar so sehr den Muth, daß er bereit war, sogleich zu Semjon Iwanowitsch zu fahren und ihn um seine Verzeihung und Freundschaft zu bitten. Sich vor sich selbst zu rechtfertigen, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn: er fand keine Gründe der Rechtfertigung und verurtheilte sich ganz unwiederruflich.

Er dachte auch daran, den Abschied zu nehmen und sich als Privatmann in aller Stille und Einsamkeit dem Glücke der Menschheit zu weihen. Jedenfalls mußte er seinen Umgang vollständig wechseln und bei seinen bisherigen Bekannten jede Erinnerung an seine Person auszutilgen suchen. Aber auch das erschien ihm bald wieder als Unsinn, und er begann die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß bei verschärfter Strenge gegen seine Untergebenen sich alles wieder gutmachen lassen würde. Von da an begann er wieder zu hoffen und Vertrauen zu fassen. Endlich, nachdem er ganze acht Tage mit Zweifeln und Selbstpeinigungen aller Art zugebracht hatte, fühlte er, daß er diesen Zustand der Ungewißheit nicht länger

ertragen konnte, und beschloß eines schönen Morgens, sich in die Kanzlei zu begeben.

Als er noch in banger Qual und Sorge zu Hause saß, hatte er wohl tausendmal versucht, sich im Geiste seinen Eintritt in die Kanzlei auszumalen, und er hatte sich mit Schrecken das zweideutige Flüstern und boshafte Lächeln vorgestellt, mit dem man ihn empfangen würde. Wie sehr erstaunte er nun, als er in Wirklichkeit nichts von alledem bemerkte. Man begegnete ihm mit Ehrerbietung, man verbeugte sich vor ihm; alle waren ernst gestimmt, alle eifrig bei der Arbeit. Freude schwellte sein Herz, als er endlich in seinem Kabinet anlangte.

Er vertiefte sich sogleich mit allem Eifer in die Amtsgeschäfte, hörte einige Berichte an und traf die nothwendigen Anordnungen. Er fühlte, daß er noch niemals so verständig und gründlich geurtheilt hatte, wie an diesem Morgen. Er sah, daß man mit ihm zufrieden war, daß man ihm mit Achtung und Ehrfurcht begegnete. Auch der peinlichste Argwohn hätte nichts Ungehöriges entdecken können — alles ging ganz prächtig.

Endlich kam auch Akim Petrowitsch mit einigen Akten. Bei seinem Eintritt empfand Iwan Ilitsch etwas wie einen Stich in's Herz, doch währte das nur einen Moment. Er ging angelegentlichst auf die Auseinandersetzungen des Bureauvorstehers ein, zeigte ihm, wie er dies und das gemacht wünschte, und brachte seine Bemerkungen in durchaus ernstem, sachlichem Tone vor. Er hatte nur die Empfindung, als ob er allzu ängstlich dem Blicke von

Akim Petrowitsch ausweiche, oder vielmehr, als ob Akim Petrowitsch dem seinigen ausweiche. Endlich war Akim Petrowitsch abgefertigt und nahm die Papiere vom Tische.

„Und hier ist noch ein Gesuch,“ sagte er zuletzt in möglichst gleichgültigem Tone — „vom Registrator Pseldonymow, wegen seiner Versetzung in ein anderes Departement . . . Se. Excellenz Semjon Iwanowitsch Schipulenko haben ihm eine Stelle zugesagt. Er bittet Ew. Excellenz um gütige Befürwortung dieses Stellenwechsels.“

„Ah so, er will sich also versetzen lassen,“ sagte Iwan Ilitsch, und er fühlte, wie eine gewaltige Last ihm vom Herzen sank. Er sah Akim Petrowitsch an, und ihre Blicke begegneten sich in diesem Moment. „Nun, ich werde meinerseits . . . sein Gesuch befürworten,“ fügten Se. Excellenz hinzu.

Akim Petrowitsch suchte so rasch als möglich zu entschlüpfen, aber Iwan Ilitsch bekam plötzlich wieder eine seiner edelmüthigen Aufwallungen und hielt ihn durch einen bedeutungsvollen Blick seiner hellen, klaren Augen zurück. „Sagen Sie Pseldonymow,“ begann er, „daß ich ihm nichts nachtrage, daß ich im Gegentheil bereit bin, alles, was geschehen ist, zu vergessen . . . und nicht mehr . . .“

Er hielt plötzlich betroffen inne: Akim Petrowitsch, der sonst ein so vernünftiger Mann war, schien auf einmal in einen vollkommenen Dummkopf verwandelt. Statt nämlich die Worte seines Vorgesetzten ruhig zu Ende zu

hören, erröthete er jäh wie ein Schuljunge und zog sich eiligst unter beständigen kurzen Verbeugungen, die geradezu lächerlich, wenn nicht unanständig erschienen, nach der Thür hin zurück. Sein ganzes Wesen schien auszudrücken, daß er am liebsten in die Erde versinken oder sich wenigstens so rasch als möglich an sein Pult verfügen möchte. Als Iwan Ilitsch allein war, erhob er sich verwirrt von seinem Stuhle. Er blickte in den Spiegel und sah in ein durch Verlegenheit und Scham entstelltes Gesicht.

„Nein, nein: Strenge, Strenge und immer wieder Strenge," murmelte er fast unbewußt vor sich hin, und helle Röthe bedeckte plötzlich sein Gesicht. Es ward ihm auf einmal so kläglich zu Muthe, wie ihm während seiner achttägigen Krankheit selbst in den unerträglichsten Momenten, nicht zu Muthe gewesen war. „Wir setzen's nicht durch," sagte er bei sich und ließ sich kraftlos auf seinen Stuhl niedersinken.

Die Hundertjährige.

„Denken Sie nur, was mir heut begegnet ist,“ begann die Frau Räthin, nachdem sie Platz genommen hatte. „Ich komme so um die Mittagsstunde in die Nikolausstraße, wo ich an zwei Stellen zu thun hatte, nämlich erstens einmal im Vermiethungsbureau, und dann, zwei Häuser weiter, im Schuhwaarenmagazin, wo ich in voriger Woche für meine kleine Sonja ein Paar Stiefeletten bestellt habe. Wie ich nun gerade ins Bureau eintrete, sehe ich vor dem Hause ein kleines, gebeugtes Mütterchen, mit einer Krücke in der Hand, das mir so ururalt schien, daß ich sein Alter durchaus nicht zu errathen vermochte. Sie humpelte gerade auf den Thorweg zu und kauerte sich in die Ecke auf ein Bänkchen, das der Hausknecht da hingestellt haben mochte. Ich ging fast achtlos an ihr vorüber, nur ganz flüchtig war ihr Bild in mir haften geblieben. Zehn Minuten später verlasse ich das Bureau und will eben in den Schuhladen eintreten, als plötzlich dieselbe Alte wieder vor meinen Blicken auftaucht: genau zwei Häuser weiter war sie in den zehn Minuten gekommen, und wieder sitzt sie auf einem Bänkchen vor dem Thor und blickt mir

gerade ins Gesicht, daß ich sie unwillkürlich durch ein Lächeln begrüße. Ich bleibe drei oder vier Minuten lang in dem Laden und gehe dann weiter, nach dem Newski Prospekt zu — sieh, wer sitzt da bereits vor einem dritten Hause? Niemand anders als meine Alte, nur daß sie diesmal nicht auf einer Bank sitzt, sondern auf einem Mauervorsprung, da keine Bank da ist. Unwillkürlich bleibe ich vor ihr stehen — weshalb mag sie nur vor jedem Hause sitzen bleiben? denke ich.

„Bist wohl müde, Großmütterchen?“ fragte ich sie.

„Ach ja, mein Schätzchen, bin müde, recht müde. 's ist warm, denk' ich, und die liebe Sonne scheint — na, dann gehst Du 'mal zu deinen Enkelkindern, denk' ich, wirst bei ihnen Mittag essen.“

„Du gehst also Mittag essen, Großmütterchen?“

„Freilich, meine Liebe, Mittag essen geh' ich.“

„Aber Du wirst ja nicht hinkommen, Großmütterchen.“

„Ei gewiß werd' ich hinkommen, mein Täubchen — immer ein kleines Stückchen, dann ruh' ich aus; dann auf, und wieder ein Stückchen.“

Eine lebhafte Neugier erfaßte mich auf einmal, wie ich sie so betrachte: diese winzig kleine Gestalt, die fadenscheinige, doch dabei saubere Kleidung, nach Kleinbürgerart, ferner der knorrige Krückstock und vor allem das gelblichbleiche Gesicht mit den farblosen Lippen, in welchem alles Fleisch an die Knochen angetrocknet schien — wie eine lächelnde Mumie hockte sie so vor mir da, und die Sonne schien ihr gerade auf den Scheitel.

„Du mußt schon recht alt sein, Großmütterchen," beginne ich in scherzendem Tone.

„Hundertundvier Jahre, meine Liebe, hundertundvier Jährchen, auch nicht eins mehr," versetzte sie, gleichfalls scherzend . . . „Und wohin gehst Du denn, mein Täubchen?"

Sie lächelte dabei so innig und froh, als ob sie ganz glücklich darüber wäre, daß überhaupt jemand sie angesprochen hatte. Nur diese neugierige Frage, wohin ich denn ginge, schien mir bei einer hundertjährigen Greisin doch etwas absonderlich.

„Ich habe da im Laden ein Paar Stiefeletten für meine kleine Tochter geholt," antwortete ich lachend.

„Ein Paar Stiefelettchen — ganz kleine Stiefelettchen, nicht wahr?" fragte sie mit ergreifender Naivetät. „Ist wohl noch recht klein, Dein Töchterchen? Hast gewiß noch mehr Kinder zu Hause?"

Alles das sagte sie mit demselben herzlichen Lächeln, wobei es wie ein warmer Lichtstrahl aus ihren schwachen, trüben Augen drang.

„Großmütterchen, da, nimm doch die Kleinigkeit, kauf' dir Weißbrod dafür," sagte ich, indem ich ihr ein Fünfkopekenstück reichte.

„Was giebst du mir denn da? Ah, einen Fünfer! Nun, ich will ihn nehmen, deinen Fünfer — schön'n Dank auch!"

Sie brauchte offenbar nicht zu betteln, das zeigte die Art, wie sie meine kleine Gabe entgegennahm: nicht als ein Almosen, sondern mehr aus liebenswürdiger Gefällig-

keit gegen mich, um mir nicht wehe zu thun. Es hatte ihr vermuthlich gefallen, daß ihr jemand eine Aufmerksamkeit erwies, daß eine fremde Person sich mit ihr, der alten, längst abgethanen Greisin in ein Gespräch einließ und ihr in herzlicher Weise begegnete.

„Nun denn, leb' wohl, Großmütterchen," sagte ich beim Abschied. „Und komm hübsch gesund zu Deinen Enkeln."

„Da will ich schon hinkommen, meine Liebe," versetzte sie, „da will ich schon hinkommen. Und auch du beeil' Dich, laß Deine kleine Enkelin nicht warten." Sie hatte offenbar vergessen, daß ich ihr von meinem Töchterchen gesprochen hatte — es war ihr natürlicher, zu glauben, daß alle Welt Enkel habe. Als ich bereits ein Stück Weges gegangen war, wandte ich mich zum letzten Male nach ihr um und sah, wie sie sich mühsam erhob, wie sie ihren Krückstock auf den Boden setzte und langsam weiterhumpelte. Noch zehn, noch zwanzig Mal vielleicht mag sie ausgeruht haben, bis sie bei ihren Enkeln „zum Mittagessen" anlangte. Und ich habe sie nicht einmal gefragt, wohin sie ging — die sonderbare Alte."

Das war alles, was die Räthin erzählte — eine einfache „Begegnung", nichts weiter. Aber wie oft trifft man denn auch einen Menschen von hundert Jahren, noch dazu einen, der so rüstig ist wie diese Alte? Gleichwohl hatte ich die Empfindung, als ob mir irgend etwas an diesem aus dem Alltagsleben herausgerissenen Bilde fehlte — irgend ein ergänzender Zug, der die Skizze

der Alten erst vervollständigte. Bei meiner Arbeit hatte ich sie jedoch längst vergessen — bis sie plötzlich, mitten in der Nacht, als ich eben einen Aufsatz in einem Journal zu Ende gelesen hatte und mich zur Ruhe legen wollte, in meinem Geiste wieder auftauchte. Kurz entschlossen ergriff ich die Feder und schrieb einen Abschluß zu der Erzählung der Räthin. Hier folgt er.

Die Enkelin — oder vielmehr die Urenkelin der Alten, die sie nur aus Gewohnheit ihre ‚Enkelin‘ nannte, war an einen Barbier verheirathet, der in einer Kellerwohnung, weit in der Vorstadt draußen, sein Geschäft betrieb. Sie lebten in ärmlichen Verhältnissen, doch hatten sie immerhin ihr Auskommen und ihre Ordnung. Es war bereits zwei Uhr, als die Urgroßmutter bei ihnen anklopfte. Man hatte sie heut nicht erwartet, doch wurde sie mit aller Freundlichkeit empfangen.

„Ei sieh doch, Maria Maximowna! Komm nur herein, Großmütterchen — nur herein, Magd Gottes!“

Und sie tritt ein, langsam humpelnd, mit lächelndem Munde, und die Klingel an der Geschäftsthür läßt noch lange, nachdem sie angeschlagen, ihren schrillen hohen Ton nachklingen. Und die Urenkelin kommt ihr entgegen, und auch ihr Gatte, der Barbier, in dem pomadeglänzenden, mit Puder bestäubten Rocke begrüßt sie, und ihre drei kleinen, flachsköpfigen Kinder — ein Knabe und zwei Mädchen — haben sich im Nu zum Urgroßmütterchen gefunden. Oh, sie verstehen einander vortrefflich, diese Kinder und diese Ururalten! Es sind auch noch Fremde

da: ein Vierzigjähriger, halb Geschäftskunde, halb Hausfreund, und ein Verwandter des Hausherrn, ein siebzehnjähriger Bursche, der in einer Druckerei als Setzer arbeitet. Großmütterchen setzt sich auf einen Schemel — ihr altes, trautes Plätzchen, das sie sogleich gefunden — und mustert mit Aufmerksamkeit den ihr scheinbar unbekannten Fremden.

„Ach, ich bin recht müde geworden," beginnt sie. „Und wer ist denn dieser da, der Gast?"

„Meinen Sie mich, Maria Maximowna?" fragt der Vierzigjährige lachend. „Haben Sie mich denn nicht erkannt, Großmutter? Wir wollten doch vor drei Jahren zusammen in den Wald gehen, um Pfefferlinge zu suchen!"

„Ach, Du bist es, Schelm! Jetzt erinnere ich mich. Ja, das waren noch andere Zeiten. Jetzt erkenn' ich Dich wieder — aber wie Du heißt, wüßt' ich nicht zu sagen. Bin doch recht müde geworden, ein tüchtiges Stück bis zu Euch hier!"

„Was treiben Sie denn eigentlich, Großmütterchen?" fragte der Hausfreund — „Sie scheinen gewachsen zu sein seit dem letzten Male."

„Hört doch den Schelm, immer Narrenspossen," versetzt Maria Maximowna, doch scheint sie keineswegs ungehalten über den Scherz des Andern.

„Nicht doch, Maria Maximowna — ich bin ein guter Junge!"

„Glaub's schon, darum spricht man auch gern mit Dir ein Wörtchen . . . Aber müde bin ich, müde . . .

Und dem Sereschka da, dem Drucker, habt Ihr einen Paletot machen lassen?"

Sereschka, ein pausbackiger, kräftiger Junge, lacht über das ganze Gesicht und tritt näher zur Großmutter heran. Er hat einen nagelneuen grauen Tuchpaletot an, den er noch nicht mit dem rechten Gleichmuth zu tragen versteht und jeden Augenblick im Spiegel auf Sitz und Schnitt prüft.

„Dreh' Dich doch 'mal um, Sereschka," sagt die Barbiersfrau, „sieh nur, Großmütterchen, was für ein prächtiges Tuch und was für Futter! Sechs Rubel hat er gekostet — ja, ja, so geht das schöne Geld drauf, Großmutter!"

„Schrecklich, schrecklich, wie theuer das alles geworden ist — man mag gar nicht dran denken!" meint die Großmutter, die immer noch nicht recht zu Athem gekommen ist, in einem gewissen sorgenvollen Tone.

„Na, laßt nur jetzt," sagt der Barbier — „bring der Großmutter lieber etwas zu essen. Aber was ist denn mit Ihnen, Maria Maximowna, Sie scheinen ja ganz hin — was fehlt Ihnen?"

„Ach, die Sonne, mein Junge . . . es ist so hübsch warm heut draußen . . . da dacht ich mir . . . willst sie mal aufsuchen . . . soll man auch immer . . . zu Hause sitzen? Ach . . . und unterwegs hab' ich . . . eine Dame getroffen . . . eine junge, hübsche Dame . . . die kaufte Schuhe für ihre Kinder . . . und die gab mir einen Fünfer, ich sollt' mir Semmel kaufen . . . und ich hab' ihn genommen . . . den Fünfer . . ."

„Aber so ruh' doch erst ein wenig aus, Großmütterchen — Du bist ja heut . . . so ganz anders . . ." unterbrach sie der Hausherr in ernster Besorgniß.

Und aller Augen richten sich auf die Alte, die immer bleicher und bleicher wird und ihre trüben Augen nur mit Mühe auf die Anwesenden richtet.

„Ich hab' ihn genommeu . . . den Fünfer . . . willst etwas Pfefferkuchen kaufen . . . denk' ich . . . für die Kinderchen . . ."

Wieder hielt sie inne, indem sie mühsam nach Luft rang. Lautlose Stille umgab sie, niemand wagte zu sprechen.

„Was ist Ihnen, Großmutter?" fragt plötzlich der Wirth, sich über sie beugend.

Aber die Großmutter giebt keine Antwort — nur immer noch bleicher wird sie, und matter und matter wird ihr trübes Auge, und eine seltsame Starre legt sich in ihre Züge, und nur das freundliche Lächeln um die Lippen ist geblieben.

„Zum Popen — rasch zum Popen!" ruft halblaut im Hintergrunde der Gast.

„Ist's nicht schon . . . zu spät?" flüstert der Hausherr.

„Großmutter — he, Großmütterchen!" ruft seine Gattin ganz erschrocken; aber Großmutter bleibt starr und unbeweglich, nur ihr Kopf legt sich zur Seite. Ihre rechte Hand liegt auf dem Tische, immer noch den Fünfer festhaltend, während die linke anf der Schulter des Ururenkels, des sechsjährigen Mischa, ruht, der mit seinen großen, verwunderten Augen die Großmutter ansieht.

„Sie ist todt!“ spricht feierlich und gemessen der Hausherr, indem er sich bekreuzt.

Alle stehen unter dem Banne des Geschehenen, bis endlich die Barbiersfrau das Schweigen bricht.

„Was soll nun geschehen, mein Gott!“ spricht sie, „sollen wir sie hier behalten?“

„Selbstverständlich,“ entscheidet der Hausherr, „ist sie nicht unsere Verwandte?“

„Einhundertundvier Jahre!“ sagt der Gast, der sich immer noch nicht fassen kann, „man möcht's kaum für möglich halten! Und wie munter sie eben noch gelacht hat! Und da hält sie noch ihren Fünfer in der Hand — mein Gott, was ist doch unser Menschenleben!“

„Komm, Peter Stepanytsch,“ unterbricht der Hausherr seine Betrachtungen — „es giebt viel zu besorgen. Und Du bekümmere Dich hier um das Nöthige,“ ruft er beim Abschied der Gattin zu.

Kaum eine Thräne ist um sie geflossen — mein Gott, sie war ja schon hundert und vier Jahre alt.

Hundert und vier Jahre!